

POLIS



Arbeitsplatz

Kind

**Über die Verteilung
von Erziehungs-
und Erwerbsarbeit**

Mechtild M. Jansen (Hrsg.)



Eine Schriftenreihe der
Hessischen Landeszentrale
für politische Bildung

26



Arbeitsplatz Kind

Über die Verteilung von Erziehungs- und Erwerbsarbeit

Mechtild M. Jansen

VORWORT

ARBEITSPLATZ KIND – so lautete das Motto des dritten Hessischen Mütterkongresses 1997 in Marburg. Viele Menschen fragten die Veranstalterinnen irritiert, was sie zu diesem Thema bewogen habe. Bei Arbeit denkt man unwillkürlich an bezahlte Erwerbsarbeit, sollte es sich hier um eine Auseinandersetzung über Frauenarbeitsplätze im Kindergarten- und Hortbereich handeln? Oder gab es tiefgründigere Überlegungen? Kinder als Familienangehörige werden der Privatsphäre zugeordnet, und da geht es um Liebe und Zuwendung, vielleicht noch um Haß oder auch Gewalt, aber doch wohl nicht um Arbeit. Was also ist mit „Arbeitsplatz Kind“ gemeint?

Den Veranstalterinnen war es wichtig, und dazu wollen auch die VerfasserInnen der folgenden Beiträge beitragen, den vorwiegend von Männern definierten Arbeitsbegriff, der nur die bezahlte Erwerbsarbeit betrifft, vom Kopf auf die Füße zu stellen. Wenn von Arbeit gesprochen wird, muß die ganze Breite der in der Gesellschaft real geleisteten Arbeit als Grundlage dienen. Und dazu gehört das ganze große Spektrum der alltäglichen Arbeit, die „zu Hause“ und meist immer noch allein von Frauen geleistet wird.

Auf der einen Seite bedeutet Hausarbeit: Hauswirtschaft, Pflege von Säuglingen, Er-

ziehung der Kinder, Versorgung von kranken und alten Menschen, Begleitung Sterbender und die dazu gehörige Beziehungsarbeit. Zum Leben und Überleben gehören Fürsorge und soziales Engagement mit allem, was an Freude und Trost, Lust und Befriedigung, Wohltat und Entspannung dazugehört. Frauen wissen schon lange, wie wichtig das ist, und Männer sollten sich nicht länger scheuen, hier von ihnen zu lernen.

Andererseits geht es bei Hausarbeit um die Fähigkeit, all die obengenannten Facetten als ein Gesamt-Unternehmen zu begreifen, das alles und möglichst alle zusammenführen kann und sich darüber hinaus der Aufgabe stellt, dieses Unternehmen Hausarbeit in die gesamtgesellschaftlich notwendige Arbeit einzugliedern. Viele Frauen erfüllen diese Aufgabe – meist strukturell gezwungen – schon lange und mit hoher Kompetenz, indem sie Haus- und Erwerbsarbeit miteinander zu verbinden versuchen. Sie hoffen, daß immer mehr Männer sich immer mehr in gleicher Weise dieser Aufgabe stellen und dafür Kompetenz erwerben. Sie halten Ausschau nach Männern, die begreifen, daß Kinder zu Hause präsenste Väter, Frauen an diesem Ort aktive Partner und nicht Paschas brauchen. Und sie kämpfen weiter für soziale Strukturen, die es ermöglichen, daß Männer in diese gesellschaftlich notwendige Arbeit einbezogen werden und dafür Arbeitszeit verfügbar gemacht wird. Sicherlich wird diese erstmal unbezahlt sein, aber mit der wachsenden männlichen Kompetenz in dem Bereich wird das Problem neu definiert werden (nicht mehr allein nur für die Frauen!).

Gute Ökonomen wissen längst, daß nur eine produktive Harmonie von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit öffentliches und privates Leben gelingen läßt. Auch die rapiden Veränderungen bei der derzeitigen Erwerbsarbeit und damit verbunden des Arbeitsmarktes machen die Abkehr von einem einseitig auf Erwerbsarbeit ausgerichteten Arbeitsbegriff längst überfällig. Vor allem aber weiß jeder, der nicht nur kurzfristig in den Tag hineinlebt, sondern seine Lebenslust aus längerfristigen Perspektiven gewinnt: Das entscheidende

Humankapital einer Gesellschaft sind ihre Kinder, und wenn sie diesen kein gehütetes und gut bestelltes „Haus“ zur Verfügung stellt, wird sie sich selbst ihre Lebensquellen austrocknen.

Der Vorschlag der Frauenministerkonferenz im Juli 1997, das BGB dahingehend zu erweitern, daß die Führung des Haushalts die gemeinsame Aufgabe der Ehegatten ist, wäre endlich, wenn auch eine sehr späte, Wiedergutmachung für die zu lang verhängte und ausgeübte „Geschlechtervormundschaft“ über Frauen. Bis 1976 galt immer noch, daß Frauen nur erwerbstätig sein durften, wenn es sich mit den Pflichten in Ehe und Familie vereinbaren ließ und der Mann zustimmte.

Jetzt an der Jahrtausendwende ist es an der Zeit, den Geschlechtervertrag neu zu gestalten und die Arbeitsgesellschaft frauen- und kinderfreundlich umzubauen, das käme letztlich auch den Männern im besonderen Maße zugute.

Die Beiträge in diesem Heft geben Anregungen, hoffentlich nicht nur zur Diskussion, sondern auch zu einer veränderten Praxis.

Februar 1998
Mechtild M. Jansen

Die vorliegenden Texte basieren auf Vorträgen und Arbeitsgruppenergebnissen, die die AutorInnen im Rahmen des 3. Hessischen Mütterkongresses am 5. Juli 1997 in Marburg erhalten haben.

Der Kongreß wurde veranstaltet von der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung, dem Hessischen Ministerium für Umwelt, Energie, Jugend, Familie und Gesundheit, dem Hessischen Mütterbüro Langen, dem Frauenamt des Landkreises Marburg, der Frauenbeauftragten der Phillips-Universität Marburg, der kommunalen Frauenbeauftragten der Stadt Marburg und dem Mütterzentrum Marburg e.V.

Margarethe Nimsch

Begrüßung: Mütterkongresse und politische Veränderungen

Zum ersten Mal kamen 1992 hier in Marburg über 400 Frauen mit vielen Kindern zum ersten Mütterkongreß zusammen, um das Thema „Mütter“ an die Öffentlichkeit zu bringen, um zusammen die Situation von Frauen mit Kindern zu diskutieren und um Forderungen zu stellen an Politik und Gesellschaft. Es herrschte eine Aufbruchstimmung, herausfordernd gegenüber der Gesellschaft und kritisch gegenüber der Männerpolitik in der Erwerbsarbeit.

Der zweite Hessische Mütterkongreß fand 1994 in Langen unter dem Motto „Rolle vorwärts – Rolle rückwärts“ statt. Er setzte sich mit dem nach wie vor schwierigen und ungeklärten Verhältnis zwischen Müttern und Vätern auseinander.

Entsprechend war die Diskussion auf der Veranstaltung selbst wohl nicht unproblematisch. Mit diesem zweiten Kongreß wurde ganz deutlich, daß Mütterzentren eine wichtige Plattform für aktive Mütterpolitik und gesellschaftspolitische Auseinandersetzungen sind. Seither sind Mütterzentren in Hessen zu einer der bedeutendsten Selbsthilfebewegungen geworden.

Seit 1990 hat das Land Hessen einen eigenen Etat zur Förderung von Mütterzentren eingerichtet und damit die Rahmenbedingungen für die Weiterentwicklung der Mütterzentrumsbewegung geschaffen. Inzwischen gibt es allein in Hessen 55 Mütterzentren, die mit einem Gesamtetat von 490.000,- DM gefördert werden. Bundesweit sind es mehr als 300.

Ich erinnere mich noch gut an die Anfänge der Mütterbewegung, in meiner Partei zu Beginn der 80er Jahre ausgelöst durch das sogenannte Müttermanifest. Lange Zeit ging die Frauenbewegung davon aus, daß die Emanzipation der Frauen, daß Selbstbestimmung und Autonomie nur über eine Berufstätigkeit zu erlangen sei – verbunden mit dem Verzicht auf Kinder oder mit einer Doppel- und Dreifachbelastung.

Doch vor mehr als 10 Jahren setzten sich die Mütter in der Frauenbewegung mit ihrer Interessenslage neu auseinander. Mit der neuen Mütterbewegung meldeten sich Frauen mit Kindern zu Wort, die wußten, wie wichtig es ist, daß Mütter und Väter gerade in den ersten Lebensjahren für ihre Kinder da sind, aber trotzdem nicht von öffentlichen Aktivitäten und politischer Arbeit abgeschnitten sein wollten.

Die diesjährige Tagung widmet sich ganz den Bedingungen rund um den Arbeitsplatz Kind. Familie hat sich in der Vergangenheit verändert, die Lebensbedingungen von Familien und damit von Frauen haben sich verändert. Dennoch gilt auch als Folge der Bonner Familienpolitik, daß nach wie vor fast alle Anstrengungen zur Kindererziehung privatisiert sind. Frauen wollen oder müssen heute arbeiten und beruflich erfolgreich sein. Gleichzeitig aber sollen sie allein eine Erziehungsaufgabe lösen, der sich früher ein ganzes soziales Verwandtschafts-, Geschwister- und Nachbarschaftsnetz gewidmet hat.

Dies ist eine Herausforderung, die im gesellschaftlichen Wandel immer schwerer geworden ist. Es wird immer schwieriger, den konkurrenzorientierten Ehrgeiz und die Effizienz der Berufswelt mit der aufopfernden zeitlichen und emotionalen Verfügbarkeit für die Kinder gleichzeitig zu leben. Denn es ist ein Spagat zwischen Verhaltensmustern, die kaum zu vereinbaren sind.

So können Frauen (oft) also nur das Falsche machen:

Entweder sie sind nach den ihnen aufgezwungenen Ansprüchen unzulängliche Mütter und auch im Job nur ein bißchen gut oder langweilige Hausfrauen und Mütter. Die Alternative wäre, auf Kinder zu verzichten und kinderlose Karrierefrau zu werden.

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf muß also nach wie vor wichtigstes Ziel einer Frauenpolitik, aber auch vor allem einer wegweisenden Familienpolitik sein. Denn es geht dabei nicht nur um die Frauen, sondern auch um die Männer. Bisher wirken sich die Defizite in diesem Bereich fast ausschließlich zu Lasten der Frauen aus. Die Hauptlast der unbezahlten Familienarbeit liegt immer noch

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

auf den Schultern der Frauen. Nach einer Studie des Statistischen Bundesamtes leisten Frauen mit 35 Stunden pro Woche deutlich mehr unbezahlte Arbeit als Männer mit knapp 20 Stunden. Besonders belastet sind voll erwerbstätige Frauen mit Kindern, während der Beitrag der erwerbstätigen Männer für Hausarbeit und Kinderbetreuung konstant knapp bleibt – unabhängig vom Umfang der Erwerbstätigkeit der Partnerin und dem Vorhandensein von Kindern.

Ein weiteres Beispiel:

Neuere Zahlen zum Erziehungsurlaub belegen, daß in Hessen sich 1995 ca. 40.000 Frauen, aber nur 400 Männer im Erziehungsurlaub befanden. Dies ist ein deutliches Indiz dafür, daß die vielbeschworene Gleichberechtigung der Geschlechter oft schöner geredet wird, als sie in der Realität ist.

Es ist ein Gerücht, daß die Berufstätigkeit der jungen Frauen so stark gewachsen ist. Die Hälfte aller Mütter ist zwar erwerbstätig; doch andererseits nehmen über 80% der Berechtigten den dreijährigen Erziehungsurlaub in Anspruch. Zwar kehren gerade höher qualifizierte Frauen oft früher in den Beruf zurück, aber fast immer auf Teilzeitbasis. Im Durchschnitt erwirtschaften Frauen in Familien gerade 14% des finanziellen Familieneinkommens, das zeigt, wie unterschiedlich die reale Einbindung der Geschlechter in den Beruf nach wie vor ist. Folge ist auch, daß Frauen im Alter wesentlich niedrigere Renten statt Männer erhalten. Altersarmut ist weiblich.

Gerade vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie ungerecht das Steuersystem ist und wie dringend wir eine Reform der Familienbesteuerung benötigen. Denn nicht die Ehe bedarf des besonderen Schutzes des Staates, sondern das Zusammenleben mit Kindern. Daher ist m.E. die Abschaffung der Lohnsteuerklasse V und die Umwandlung des Ehegattensplittings in eine Freibetragslösung, wie dies die Grünen in ihrem Steuermodell vorschlagen, der beste Weg, um dem Grundsatz der Gleichberechtigung endlich auch in der Arbeitswelt zur Geltung zu verhelfen und um das deutsche Steuerrecht dem europäischen Niveau anzugleichen.

Eine zusätzliche Schwierigkeit ist, daß die gegenwärtige Krise in der Arbeitswelt zunehmend auch Männerarbeitsplätze bedroht. Deshalb können Frauen noch weniger auf ihren Beruf verzichten. Deutlich wird dies an der Entwicklung in Ostdeutschland: Es stimmt, daß Frauen dort mehr als in allen anderen uns bekannten Ländern erwerbsorientiert waren, daß ihre Visionen auf Teilzeitarbeit, aber nicht aufs Hausfrauendasein gerichtet waren. Andererseits ist zu bemerken, daß sie heute angesichts der Entlassung vieler Männer oft lieber selbst das Feld räumen.

Ein Wandel, der weniger sichtbar ist, aber doch folgenschwer, ist die relative zahlenmäßige Verringerung von Familien. Es gibt weniger Kinder, mehr Einzelkinder, mehr späte Kinder.

Viele Frauen leben lange in DINKS-Beziehungen: also nach dem Double-income-no-kids-Modell (doppeltes Einkommen, keine Kinder). Das aber bedeutet, daß die Anpassung der Gesellschaft an die wenigen Kinder und die persönliche Anpassung der Mutter an ihr Muttersein bzw. des Vaters an sein Vatersein, immer schwerer wird.

Dies wird dadurch noch komplizierter, daß gerade hochqualifizierte Mütter und Väter an ihre Elternschaft höchste Ansprüche stellen. Kinder aufzuziehen wird zur professionellen Aufgabe, bei der beinahe systematisch Kinderentwicklungsplanung betrieben wird.

Zwischen diesen Grenzen verlaufen heute komplizierte und verwirrende Mechanismen innerhalb der Familie. Viele junge Frauen leben nach wie vor mit zwei Wunschpolen: Einerseits träumen sie von Familie, Haus im Grünen und dem gutverdienenden Mann, der dies ermöglicht. Andererseits sehen sie sich beruflich erfolgreich und unabhängig, mit einem partnerschaftlichen Gefährten. Diffuse Rollenbilder, die Frauen heute vielfach von sich selbst haben, schaffen neue Phantasien. Sie schaffen aber auch Unklarheiten und somit neue Belastungen.

Dennoch bleibt festzuhalten: Die Verantwortung für unsere Lebensplanung und unsere Entscheidungen müssen wir schon selbst tragen.

Dies alles macht deutlich, daß unser Mutterbild sich geändert hat. Die Frauen sind selbstbewußter und fordernder geworden. Sie wollen heute sowohl teilhaben an der Erwerbsarbeit als auch sie umgestalten. Sie haben ein bunteres, aber auch ein gebrocheneres und vielfältigeres Bild von sich selbst.

Mütterzentren haben hier Akzente gesetzt. Mütterzentren haben neue Qualitäten geschaffen für Mütter, Kinder und Familien, aber auch für das gesamte soziale Umfeld. Sie haben Durchlässigkeiten errungen, sie haben die Vorherrschaft von Fachleuten überall, auch im Erziehungsbereich als allein-seeligmachendes Konzept in Frage gestellt. Sie haben Ausgrenzungen aufgezeigt und aufgelöst. Sie haben neue Alltagsstrukturen des Miteinander geschaffen, die Mütter, aber auch Menschen in der Nachbarschaft, ich denke vor allem an Seniorinnen, aus ihrer Isolation herausholen. Sie regen seit Jahren gesellschaftliche Aktivitäten an, wie sie z.B. in der zur Zeit laufenden Kampagne meines Ministeriums „Hessen engagiert“ diskutiert, gefordert und unterstützt werden.

Zu Beginn der Mütterzentren ging es z.B. darum, daß Mütter mit ihren Kindern gemeinsam ein Stück Öffentlichkeit gestalten. Dies ist immer noch wichtig und zentral. Doch ist vielen heute wichtiger als früher, daß Kinder auch Räume jenseits des Mütterzentrums finden, in Kindergärten oder Ganztagschulen, Horten oder Krippen.

Immer mehr Mütter wollen sich weiterqualifizieren. An dieser Stelle möchte ich den Frauen des Hessischen Mütterbüros meine Anerkennung für ein neues Qualifizierungsmodell aussprechen (Trainingsprogramm für zukünftige Unternehmerinnen: „Mütter starten in die Selbständigkeit“), das in Zusammenarbeit auch mit meinem Haus durchgeführt wird.

Ich halte es für unentbehrlich, daß Mütterzentren – wie es auf der heutigen Tagung geschieht – mitarbeiten an der genauen Problem- und Zieldefinition beim „Arbeitsplatz Kind“, und daß sie Konzeptionen mitentwickeln zur Verbesserung ihrer Alltagssituation mit Kindern. Mütterzentren haben also in den vergangenen

Jahren enorm viel geleistet und sind heute aus der frauen- und familienpolitischen Landschaft nicht mehr wegzudenken. Mütterzentren sind Ausdruck einer neuen Sozialpolitik, die dazu beiträgt, Familienarbeit aufzuwerten, bessere Bedingungen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu schaffen und im direkten sozialen Umfeld integrative Kommunikationsstrukturen aufzubauen.

Mütterzentren leisten damit einen wichtigen Beitrag zum sozialen Frieden in der Gesellschaft. Daher werde ich mich auch in Zukunft für die weitere Förderung von Mütterzentren hier in Hessen einsetzen.

Ich würde mich freuen, wenn ich heute als die in Hessen für Mütterzentren zuständige Ministerin Impulse für die weitere Arbeit in und mit den Mütterzentren bekommen würde. Ich wünsche Ihnen allen, daß Sie von diesem Mütterkongreß viele Anregungen mit nach Hause nehmen werden, und für den heutigen Tag viel Erfolg und vor allem auch viel Spaß.

Elisabeth von Dücker

Arbeitsplatz Kind

oder

„vor dem ersten Kinderschrei‘n
muß ich mich ersma selbs befrei‘n.“

Eine wunderbare Einstimmung auf die Tätigkeiten am Arbeitsplatz Kind ist bei der amerikanischen Philosophin Sara Ruddick (1) zu lesen: Sie bezeichnet diese Arbeiten als „mothering“ und definiert eine Mutter als „eine Person, die einen signifikanten Teil ihres Arbeitslebens der Betreuung von Kindern widmet und die Verantwortung für deren Leben übernimmt. Diese Person kann ein Mann oder eine Frau sein. Obwohl Mütter meistens Frauen waren oder sind, ist die Mütterarbeit doch potentiell von beiden Geschlechtern zu leisten. Weder für den Mann noch für die Frau ist es ‚natürlicher‘, Mutter zu sein; sie ist dazu auch nicht stärker verpflichtet als er.

Die Arbeit einer Mutter kann also grundsätzlich von jedem verantwor-

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

tungsbewußten Erwachsenen ausgeführt werden, obwohl in der ganzen Welt die Kinder nicht nur von Frauen geboren, sondern überwiegend auch von ihnen umsorgt werden. Vereinzelt sind Mütter auch Männer, aber die Praxis und kulturelle Darstellung des Mutterseins ist ganz stark von herrschenden Weiblichkeitsnormen bestimmt.

Wir sind nicht imstande, die geschlechtliche Arbeitsteilung, die unser Leben und Denken geprägt hat, auf Wunsch einfach zu überwinden. Obwohl Männer Mütter sein können und viele Frauen die Mutterrolle heutzutage ablehnen, sind doch in den meisten Gesellschaften das Weibliche und das Mütterliche begrifflich und politisch untrennbar.“

Hierzulande ist ja eher die Rede von Elternarbeit, wenn es um Tätigkeiten am Arbeitsplatz Kind geht – vielleicht um dem Fallstrick der Zuweisung von Arbeit aufgrund des Geschlechts zu umgehen, vielleicht auch um ein Stück geschlechterdemokratische Sprachkultur zu pflegen. Wie dem auch sei, die Frage ist weiterhin: Welche Arbeiten fallen an am Arbeitsplatz Kind, wie ist die Arbeitsteilung zwischen den mothering-Beteiligten tatsächlich und wie wird ihre faktische Ausgestaltung entwickelt – Fragen, die mit der Neuen Frauenbewegung zunehmend in den Blick der Forschung gelangt sind. Und damit hat sich auch ein Perspektivwechsel vollzogen: Stand früher das Kind im Mittelpunkt des Forschungsinteresses, rückten seit den letzten zwanzig Jahren zunehmend auch die Eltern oder Mütter ins Blickfeld mit der Fragestellung, wie Elternsein ihr Leben verändert hat und ob Mutterschaft als Erfüllung oder Behinderung des eigenen Lebenslaufs erfahren wird. (2)

Every Mother is a Working Mother, Graffiti, Dennen Island, Canada, 1996
(Foto: Brigitte Abramowski)

Als „Sprung in ein anderes Leben“ hat die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim das Mutterwerden genannt. In den westlichen Industrieländern bedeutet für Frauen und für die „neuen Männer“ die Geburt des ersten Kindes: Nichts ist mehr, wie es war. Im Leben „davor“ waren Arbeits- und Lebensformen vorwiegend auf das eigene Leben bezogen, im Leben „danach“ zentrieren sie ums Kind. In diesem neuen Leben gehen die Uhren anders und auch Regeln, Pflichten, Werte sind andere. Der Umbruch kommt einem „Biographiewechsel“ (3) gleich. Und in vielen Fällen war und ist er für Frauen in der Bundesrepublik mit dem Wechsel des Arbeitsplatzes verbunden: Sie gehen in den sogenannten Erziehungsurlaub – im Jahr 1996 waren es 54% der erwerbstätigen Mütter – oder sie reduzieren ihre Erwerbstätigkeit, oder sie geben ihren Beruf bei Geburt des ersten Kindes auf. (4) In jedem Fall kommt für sie ein neuer Arbeitsbereich dazu: der Arbeitsplatz Kind.

Die biologische Mutterschaft scheint in der bundesdeutschen Gesellschaft noch eher planbar zu sein als die soziale Mutterschaft gestaltbar ist: Wenn Frauen Beruf und Kind haben wollen – und das ist mittlerweile breit akzeptiertes, neues Leitbild – dann stellen sie sich den neuen Anforderungen der „Verselbständigung“ und entwickeln ihr Konzept einer „doppelten Lebensführung“ (5). Allerdings haben weder Bildungswesen, Arbeitsmarkt oder Sozialversicherungen ihre Normen und Leistungen auf dieses Modell der doppelten Lebensführung umgestellt. Im Gegenteil: Im Fall der Erwerbslosigkeit beispielsweise verweisen sie auf die

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

„Absicherung“ der Frau in der Familie. Eine weitere Unwägbarkeit: Frauen können nicht mit der sozialen Vaterschaft rechnen. (6) „Der ‚partizipativen Geburt‘ folgt nur selten eine partizipative Beteiligung der Väter an den Reproduktionsarbeiten“ resümiert Gisela Notz 1991 ihre Untersuchungen über die Auswirkungen der Geburt des ersten Kindes auf die Lebens- und Arbeitsplanung von Müttern und Vätern. (7)

Die Emanzipation des Mannes zum Vater bleibt allzu oft in einer symbolischen Vaterschaft stecken. „Früher brachte ein guter Mann den Mülleimer runter, heute geht er mit zur Geburtsvorbereitung und kauft die ersten drei Pakete Windeln“, wie Dieter Schnack und Thomas Gesterkamp 1996 feststellen. (8)

Wer die Dienstleistungen am Kind tatsächlich übernimmt, mag auch ein Blick auf Zahlen erhellen: 1996 nahmen knapp 1,3% der bundesdeutschen Väter den sogenannten Erziehungsurlaub – in Schweden lag der Väteranteil übrigens bei etwa 25%, allerdings bei einem Lohnausgleich von 75% (1974-1993 waren es 90%). Und das jüngste Ergebnis einer Umfrage des Statistischen Bundesamtes vom Mai 1997 offenbart: Die Hälfte der Westdeutschen sind der Meinung, daß sich Frauen zuhause um Haushalt und Kinder kümmern und die Männer voll im Beruf stehen sollten (47% der Frauen, 53% der Männer). In Ostdeutschland sind nur etwa ein Viertel der Befragten dieser Meinung (26 bzw. 27%).

Die „geteilte Frau“ an der Schnittstelle zwischen Heringsfiletiermaschine und Arbeitsplatz Kind, 1997 (Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Daß die Organisatorinnen des Hessischen Mütterkongresses ihre Tagung „Arbeitsplatz Kind“ genannt haben, zeigt, wie gut kulturell

und politisch arbeitende Frauen vernetzt sein können: Denn der Titel stammt aus Hamburg und bezeichnet einen Ausstellungsbereich in dem am 6. Januar 1997 eröffneten Museum der Arbeit. (9) In diesem Museum hat – ein Novum in der deutschen Museumslandschaft – eine eigene Abteilung zur Frauen- und Geschlechtergeschichte ihren Platz auf einem Sechstel der Ausstellungsfläche eingenommen.

Hier ist Raum für ein Kapitel Kulturgeschichte der Geschlechterverhältnisse und Geschlechterpolitik: Unter dem Titel „Frauen und Männer – Arbeitswelten, Bilderwelten“ ist diese Ausstellung ein erster Versuch einer kritischen Inventur. Den Gründen und Begründungen für die geschlechtsspezifische Zuteilung von Arbeit nachzuspüren und den Normen und Rollenverteilungen von Frauen und Männern in der Gesellschaft auf die Spur zu kommen, sind unsere Anliegen.

Im Zentrum der Abteilung stehen eine Heringsfiletiermaschine und ein Räucherofen als Arbeitsorte von Frauen und Männern: Als Beispiele der Hamburg-typischen Fischindustrie ist an ihnen ablesbar, wie Erwerbsarbeitsplätze in der industriellen Produktion dem Geschlecht zugeordnet werden. „Leichte Arbeit“, geringe Bezahlung, monotone Abläufe sind hier häufig charakteristisch für Frauenarbeit. Männern wird „schwere Arbeit“ bei höherer Verantwortung oder Qualifikation zugeschrieben. Dahinter steht oft die heimliche Festlegung auf ihre Rolle als „Ernährer der Familie“, während Frauen immer noch als „Zuverdienerin“ gelten.

Diesen gewerblichen Erwerbsarbeitsplätzen benachbart ist der Arbeitsplatz Kind. Mit einer Kulturgeschichte des Unbeachteten wollen wir die Augen öffnen für die vielfältigen Arbeiten „am Kind“: die Vorsorge-, Geburts-, Pflege-, Sorge-, Erziehungs-, Förderarbeit, für die generativen, emotionalen, sozialen und politischen Tätigkeiten beim „Kindergroßmachen“.

Diese Arbeiten sind bestimmend für Alltag und Lebenslauf vieler Frauen und Männer. Das Paradoxe ist, daß solche unabwendbare

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

Basisarbeit in der bundesdeutschen Gesellschaft nicht als Arbeit klassifiziert wird: Die Arbeitskraft derjenigen Personen, die mothering machen, wird nicht zur Ware, wie etwa die betriebliche Erwerbsarbeit. Als „Arbeit aus Liebe“ erscheint sie folglich auch nicht im Bruttosozialprodukt. Überwiegend privat organisiert, bleibt sie eben als Privatvergnügen kostengünstig an Frauen der alten und der neuen Bundesrepublik hängen. Auf 500.000 DM werden die aufzuwendenden Kosten für ein Kind von der Geburt bis zur Volljährigkeit eingeschätzt, und 80% dieser Kosten müssen von Müttern und Vätern aufgebracht werden. (10)

In der Museumsabteilung „Frauen und Männer. Arbeitswelten – Bilderwelten“ steht an der Schnittstelle zwischen der Frauenarbeit in der Fischindustrie und dem Arbeitsplatz Kind eine „geteilte Frau“ als Sinnbild der konkreten Doppelbelastung als Fischerarbeiterin und Familienfrau. Von hier aus sind viele Blicke auf den Arbeitsplatz Kind möglich: In einem mattierten Glaskubus mit 21 Einblickfenstern untergebracht, enthält unser Kabinett der Schattenarbeiten rund 130 Exponate. Sie erzählen Geschichten von den tausendundeinen Arbeitsnächten und -tagen im Leben mit Kindern, von Lust und Last: Vom Einsatz rund um die Uhr bei neugeborenen oder pflegebedürftigen Kindern, von den Mühen und vom Spaß beim

Wie im „ganz normalen Chaos“ eines Lebens mit Kindern sind hier die Gegenstände anzutreffen, nicht nach Tätigkeitsgruppen oder Lebensabschnitten geordnet. Als Inventar der Wechselfälle eines kinderzentrierten Alltags geben sie Auskunft über die Dienstleistungen für einen „anarchistischen Arbeitgeber“ (11), der Herr über Zeit und Kraft seiner Erwachsenen ist. Richtschnur für diese Arbeit ist das Konzept der optimalen Förderung als Gebot der Moderne an die Eltern. Also nicht mehr die Erziehung „nebenher“ früherer Generationen, sondern ständig steigende Standards mit der Leitidee: Ein „Super-Kind“ soll entwickelt werden – vielleicht schon mit „Lernprogrammen für ungeborene Babies“ (12).

Die meisten Exponate datieren aus den letzten dreißig Jahren, einige reichen bis in die Jahrhundertwende zurück. Viele stammen übrigens aus Privatbesitz und haben eine subjektive Nutzungsgeschichte, die wir häufig mitausgestellt haben, um die subtilen Spuren von Arbeit lesbarer zu machen.

Glasvitrine Arbeitsplatz Kind, 1997 (Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Vermitteln zivilisatorischer Standards und Kulturtechniken – Stichwort Reinlichkeitserziehung oder Benimmregeln – bis hin zu Arbeiten, die anfallen, wenn Kinder flügge werden und vielfältige Begleitung notwendig wird auf dem Weg in die Eigenständigkeit.

Kindertöpfchen, 1995 (Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Pinkfarben weithin leuchtend, gleichsam als „Willkomm“ an der Ecke der Glaskubus-Vitrine, zieht ein Kindertöpfchen in VW-Käfer-Form die Besucherneugier auf sich. Der Pinkelpott steht für die handgreiflichen Mühen der Reinlichkeitserziehung, aber auch für die vielleicht mühevollen Entscheidungen über den richtigen Weg: ob früh oder nicht so früh trocken – da gibt es seit Jahrzehnten eine wahre Flut von Ratschlägen und Ratgebern. In dem von den sozialen und politischen

Bewegungen der 1968er inspirierten Ratgeber „Dein Kind, Dein Partner“ (13) ist zu lesen: „Bei der Reinlichkeitserziehung geht es um mehr als einen bloß hygienischen Vorgang: Zum ersten Mal und damit bestimmend für das spätere Leben wird vom Kind Einordnung und Anpassung an soziale Spielregeln verlangt. Das Kind soll aus hygienischen und ästhetischen Gründen an bestimmte Forderungen der Zivilisation gewöhnt werden. Es soll lernen, seine Notdurft zu bestimmten Zeiten und an bestimmten, dafür vorgesehenen Orten zu verrichten.“ Darüberhinaus: Die Form des VW-Käfers und die Grafik an der Windschutzscheibe mit Mann am Steuer und Frau als Beifahrerin sind heimliche Botschaften der auto(im)mobilien und patriarchalen Wohlstandsgesellschaft, die wiederum Aufklärungsarbeit notwendig machen, wenn emanzipative und umweltbewußte Erziehungskonzepte verfolgt werden.

Auf das weite Feld der zeitaufwendigen Vermittlung von Kulturtechniken aller Art verweist ein Objekt, das mit Eintritt in das Schulzeitalter aus den Kinderzimmern entsorgt wird: der Pappschuh zum Schleifbinden-Üben. Im Kindergarten oder zuhause gebastelt, soll an ihm die vertrackte Kunst des Schnürsenkelbindens eingeübt werden. Von diesem eher unscheinbaren Exponat geht offensichtlich eine Faszination aus, denn es bietet in der Ausstellung immer wieder Anreiz zu Erinnerungen und Gesprächen.

Der Kinderrollstuhl im Zentrum des Glas-kubus zeigt Dimensionen von Arbeit, die in unserer auf Normalität fixierten Gesellschaft häufig ausgeblendet und unsichtbar gemacht werden. Die Thematik „Behinderung“ und Krankheit ist in der Ausstellung als „querliegende Kategorie“ mit zahlreichen Objekten vorhanden und basiert auf der Zusammenarbeit mit den Frauen der „Müttercourage“, ein Verein der seit 1986 feministische Mütterpolitik macht und vor vier Jahren mit großer Resonanz den 1. Hamburger Mütterkongreß durchgeführt hat.

Pappschuh zum Schleifbinden üben, 1989
(Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Der 10jährige Benni Deuter hat uns auf Vermittlung seiner Müttercourage-Mutter seinen Rollstuhl als Ausstellungsstück zur Verfügung gestellt. Sonja Deuter berichtet dazu: „Als Benjamin seinen ersten Rollstuhl bekommen sollte, gab es schon rote, grüne, blaue, ja sogar pink und lila war dabei. Aber Benjamin gefiel keiner. Er wollte einen goldenen Rolli. Kinder! Wir haben alles versucht, von dotterorange bis sonnengelb. Nichts zu machen! Und er hat gewonnen: Der Rollstuhl wurde zerlegt, in eine Autolackiererei gegeben und bekam dort seine metallic-goldene Lackierung. So hat sich Benjamin seinen Rollstuhl zum Schmuckstück auserkoren.“ (14)

Auch aus ihrer Erfahrung eines Bandscheibenvorfalles, verursacht durch falsches Tragen ihres Sohnes, charakterisiert Sonja Deuter den Arbeitsplatz Kind als „Zwangs- und Schwerstarbeit. Und der Arbeitsplatz Kind ist keineswegs eine Randerscheinung, sondern ein Fakt. 97% aller Behinderungen entstehen bei der Geburt. Die

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

Heilsversprechungen der Pränataldiagnostiker lassen sich mit diesem Wissen nur ablehnen. Sie verzerren den Blick auf das Lebensrecht jedes einzelnen. Ich muß mich fragen, hab ich die Kraft für ein Kind oder nicht, will ich so ein Kind, aber so eines dann nicht mehr. Ein Neurodermitiskind oder eines mit Asthma gibt man doch auch nicht ins Heim. Der Ausdruck 'behindert' allein ist schon eine Hürde. Mein Sohn ist gehindert, sich seinen Möglichkeiten entsprechend frei zu entfalten. Das macht seine Behinderung letztendlich aus. Und ich werde immer wieder daran gehindert, eine ganz normale Mutterrolle zu erleben. Ich bin eine behinderte Mutter." (15)

„Behinderung“ als querliegende Kategorie klassisches Beispiel: ein Auftrag an die privaten Putz- und Aufräumkolonnen in Sachen Schadenseindämmung. Nicht etwa, daß die Öffentlich Rechtlichen ihren Auftrag beim Schopfe ergriffen hätten und über Verursacher von Umweltverschmutzung zu informieren.

und Streßkrankheiten, die nicht bei einem kurzen Krankenhausaufenthalt, sondern durch monate- und jahrelange Pflege zuhause behandelt werden. Das führt, bleibt es bei der alten geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung, zu einer zunehmenden Belastung vor allem von Frauen mit Pflegearbeiten. Darüberhinaus wird der Erwerb von Orientierungswissen im Dschungel der Lebensmittelskandale oder Schadstoff-Hitlisten zunehmend wichtiger, wenn das gesellschaftliche Gesundheitsparadigma ein Leitbild für Lebensqualität und Großziehen von Kindern ist. Praktische Gesundheitsverantwortung wahrzunehmen, so die Forschungsergebnisse von Irmgard Schultz, kommt im Ökologiezeitalter als neue Kategorie der „Öko-Arbeit“ zu den alten der Hausarbeit der Frauen hinzu. (17)

Der Arbeitsfaktor „Öko-Arbeit“ und „politische Arbeit“ am Arbeitsplatz Kind ist in der Ausstellung unter anderen mit einem Tschernobyl-Flugblatt in den Blick gerückt.

Die Angst vor den Folgen des Atomunfalls in Tschernobyl am 26.4.1986 brachte eine neue Dimension von „Elternarbeit aus Gesundheitsverantwortung“ hervor: Kinder, Kleidung und Wohnung mußten entkontaminiert werden, Milchersatzprodukte aufwendig hergestellt, die Ernährung auf unverstrahlte Lebensmittel umgestellt und politisch Druck erzeugt werden für eine umfangreiche Strahlenmessung von Nahrungsmitteln. Eine Politisierung des Privaten aus Verantwortung für die neue Generation also? In der Bundesrepublik bildete sich eine breite Protestbewegung von Eltern-, Frauen- und Mütterinitiativen gegen Atomenergie: Ein halbes Jahr nach dem Supergau waren es über 1.500 solcher Gruppen.

Kinderrollstuhl, 1991
(Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Ein Fazit: Umweltbedingte Krankheiten wie Allergien, Pseudokrupp oder Asthma nehmen zu. Die Tendenz geht zu Langzeit-

Flugblatt zur Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, 1986
(Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

Versorgungs- und Organisationsarbeiten halten nicht nur den eigenen Hausstand in Schwung, auch in „Vater Staats“ Institutionen scheint nichts mehr ohne privat getane „Arbeit aus Liebe“ zu laufen. Was wäre zum Beispiel, wenn es die Milchmütter nicht gäbe? Eine Kakaoflasche lenkt den Blick auf eine Dienstleistung im Schatten und zugleich Hamburger Spezialität: die der Milchmütter nämlich, die im Ehrenamt – versteht sich – in der großen Pause Schulmilch verkaufen. In der Ausstellung ist die Geschichte zu lesen, die Angelika Schirmer dafür aufgeschrieben hat: „Als ‚Milchmutter‘ habe ich jahrelang in der großen Pause Schulmilch verkauft. Das ging unter den Müttern reihum, einmal im Monat. Da hatten wir alle Hände voll zu tun: Geld einsammeln, Wechselgeld rausgeben und oftmals helfen, den Strohalm in das Päckchen zu stecken. Danach mußte das Kleingeld abgezählt und eingerollt werden, die verkauften Päckchen wurden in eine Liste eingetragen. Dann Mülleimer einsammeln und leeren, Schlüssel, Geld und Bestell-Liste abgeben. Auch wenn’s Spaß machte – ich war jedesmal froh, wenn ein Milchmutter-Tag vorbei war.“ (18)

Auch pädagogische Dienstleistungen gehören zum Servicepaket für das Gelingen des Nachwuchses: Das Spiel „Lerne Lesen und Schreiben im Spiel“ aus den frühen 1960ern zeigt unmißverständlich die Funktion der Mutter als Hilfslehrerin. In erfrischender Ungeschminktheit werden hier auf dem Schachtelbild die Geschlechterrollen in Szene gesetzt: Die Mutter als sanft Anleitende stärkt Hänschen den Rücken beim Lernspiel. Wenn daraus der Ernstfall des Lebens geworden ist, wird sicher dem erwachsenen Hans auch eine Frau im Hintergrund assistieren.

Die Geschichte einer Mutter, die ihr eigenes Geschäft aufgeben mußte, als ihre Tochter zur Schule kam, ist typisch für die Zwickmühle Erwerbs- und Mutterarbeit. Sie berichtet: „Am Elternabend wird dann den Müttern vor-gehalten, daß es doch zu sehen ist, welche Kinder nachmittags eine Mama zu Hause haben und einen geregelten Mittagstisch: Die würden was leisten! Man fühlt sich quasi gedrängt, zu Hause zu bleiben

und nachmittags den Hilfslehrer zu machen.“ (19)

Schul-Kakaoflasche, 1996
(Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Aus der Sicht eines seit dem Auszug seiner Ehefrau teilzeit- und familienarbeitenden Vaters liest sich der Mangel an kinder- und elternfreundlichen Einrichtungen so: „Das Schlimmste für mich sind eigentlich die großen Ferien, weil danach ein ganz neuer Rhythmus anfängt und die Stundenpläne neu verteilt werden: Das eine Kind hat natürlich am Montag Frühstunde, das zweite am Dienstag, das dritte am Mittwoch. Oder das eine kommt am Montag schon um zwölf Uhr nach Hause, das andere erst um 15 Uhr: Nun versuche da mal einen vernünftigen Essensplan hinzukriegen.“ (20)

Unbeachtet ist auch der Extradienst der außerschulischen Förderungen, der nicht selten auch noch zum mütterlichen Kutschierjob geraten kann, wie Doris Bishop

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

berichtet: „Ich hab ja den ganzen shuttle-service gemacht, der heute gang und gäbe ist, weil in den Schulen nur ein Mini-Programm angeboten wird. Und wenn ein Kind noch ein bißchen Musik und Sport haben soll und noch andere Fähigkeiten entwickeln darf, dann muß man ja nachmittags quasi die fahrbare Mutter sein, die das Kind hierhin- und dahin fährt.“ (21)

Spiel „Lerne Lesen und Schreiben im Spiel“, ca. 1960 (Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Die Verkehrsgefährdung ist ein zentrales Thema beim Großziehen von Kindern – besonders in den Großstädten. Unfälle im Straßenverkehr sind in Deutschland die häufigste Todesursache für Kinder. Jährlich sterben mehr als 400 Kinder, fast 14.000 werden schwer verletzt (im Jahr 1996). Zurichten und Disziplinieren der kleinen Menschen auf eine Umgebung, in der sie sich in vorgeschriebenen Bahnen oder in „verinselten“ Lebensräumen zu bewegen haben, verlangt Eltern viel Zeit, Geduld und Kreativität ab.

„In den Stadtlandschaften und auch im ländlichen Raum liegen viele der Orte, die für Kinder relevant sein können, wie Inseln verstreut. Die Zwischenräume gehören den Tätigkeiten Erwachsener, sie sind für Kinder mehr oder weniger uninteressant, gefährlich, unzugänglich, oft auch unbekannt.“ schreibt Helga Zeiher in ihrem Text „Kindheitsräume“. (22)

Ein Beispiel: War Ballspielen früher vor fast jedem Haus möglich, sind Kinder jetzt auf mehr oder weniger entfernt liegende

Spiel- oder Sportplätze verwiesen. Für Eltern heißt das zunehmend neue Aufgaben: Spiel- und Freizeitorte erkunden, Termine mit SpielpartnerInnen organisieren, Transporte bewerkstelligen. Und: „Ohne alltagsorganisatorische Leistungen der Eltern erwerben Kinder schwerlich Kompetenzen zu eigenständiger Lebensführung. Wenn Eltern solche Leistungen nicht erbringen, kann ein Alltagsmuster entstehen, in dem das Kind in der schul- und kindertagesstättenfreien Zeit zu Hause allein bleibt, ohne Spielmöglichkeiten mit Kindern. Verinselung wird dann zur Isolierung auf nur einer Insel, der gegen die Nachbarschaft sozial abgegrenzten Wohnung, erweitert nur um Orte der Eltern, zu denen das Kind mitgenommen wird.“ (23) Durch die Umweltbewegung haben sich die Perspektiven zu verändern begonnen: Heute fordern Eltern und Kinder die Straße als Lebensraum zurück. Die Wirklichkeit ist derweil noch eine andere: „Straße als ein Stück unbetreuter Erfahrung gibt es kaum noch. Im ‚heimlichen Bildungsplan‘ der Autogesellschaft wird der Freiraum für Kinder immer weiter beschnitten.“ (24)

Plakat „Die Strasse ist kein Spielplatz“, ca. 1935 (Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Was hat das Exponat „Herzis“ mit Elternarbeit zu tun? Kinder lieben Tiere, Eltern schätzen sie häufig auch aus pädagogischen Gründen, denn sie sind mit vielerlei Erziehungszielen verknüpft, wie Erlernen von Fürsorglichkeit, sozialer Kompetenz, Verantwortung für ein Lebewesen. Oft bleiben nach der ersten Begeisterung die Arbeiten an den Erziehungsberechtigten hängen: Futter besorgen, Stall säubern, Ferienbetreuung organisieren oder halt die tägliche Debatte, wer für das Tier des Kindes zuständig ist. Und vielleicht auch die Auseinandersetzung mit den heimlichen Verführungen der Warenwelt, mit den Überflüssigkeiten im Überfluß – zum Beispiel mit der Frage: Brauchen Katzen Bonbons in rosafarbener Herzform?

„Ich glaube, das hört nie auf“ erzählte uns eine Mutter mit bereits erwachsenen Kindern. Das ist auf den Punkt gebracht, die Zeitperspektive am Arbeitsplatz Kind: mit unterschiedlichen Intensitäten ein Leben lang. Hier gibt es ein ganzes Kaleidoskop von Elternarbeiten „auf die Ferne“, wenn die Kinder längst aus dem Nest sind: sei es die regelmäßige oder gelegentliche finanzielle Unterstützung, oder das turnusmäßige Freßpaket, oder das Wäschewaschen bis weit ins Erwachsenenendasein ...

Das Glas mit der Johannisbeermarmelade im Ausstellungs-Ensemble steht für den genußreichen Teil lebenslanger Elternarbeit: „damit er auch in der Fremde etwas von zu Hause hat“, kocht ein 62jähriger Vater regelmäßig Marmelade für seinen 32jährigen Sohn in Hamburg.

„Ja, das hat mich viel Mühe und Überzeugungskunst gekostet, das abzuwehren: Julian wollte nämlich die He-Man-Serie haben. Aber ich habe sie ihm nicht geschenkt, ich fand die rassistisch und gewalttätig. So habe ich ihm viel Ersatz geboten, ihm gutes, teures Spielzeug, das er sich dann wünschen durfte, geschenkt. Aber dann begann es in der Kinderladenzeit, daß sein Vater, der im Ausland lebte, ab und an nach Deutschland zu Besuch kam und störend

in meine Erziehung eingriff.

Herzis, 1996
(Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Er ist mit ihm zum Flohmarkt gegangen und hat ihm die ganze Galerie gekauft. Also, das ist ein Tätigkeitsfeld für selbstbewußte Frauen, und die haben zusätzliche Sorgen, Kummer und Frust, also Arbeit aufzubringen, daß sie ihre kleinen Jungen nicht in die gleiche Richtung schicken und die dann solche Sachen drauf haben wie die Vätergeneration“. (25)

Der Bericht von Susanne Meuthien, Mitbegründerin von „Müttercourage“, eröffnet den Blick auf eine facettenreiche Landschaft von Tätigkeitsfeldern für Eltern: Dominanzgebahren, Gewaltverherrlichung, Sexismus, Geschlechterstereotypen – gibt es im mothering-Alltag genügend Kraft für Gegenentwürfe?

Das weite Feld der generativen Tätigkeiten gerät bei unserem erweiterten Arbeitsbegriff ebenfalls in den Blick. Die biologische Zwangsläufigkeit und gesellschaftliche Verpflichtung zum Kinderhaben sind ja gerade mit der Neuen Frauenbewegung in Frage gestellt worden: „ob Kinder oder keine,

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

entscheiden wir alleine“ war in den 1970er Jahren Leitmotto der §218-Bewegung. Die freie und bewußte Entscheidung zum Eltern-Werden gehört zu den markantesten Errungenschaften der letzten dreißig Jahre.

So ist die Broschüre mit dem Titel „Marlene hatte andre Pläne“ ausgestellt, die eine Hamburger Frauengruppe zu Erfahrungen mit Sterilisation ca. 1985 herausgebracht hat. Denn: Sich bewußt gegen eigene Kinder und für eine Sterilisation zu entscheiden, war und ist für Frauen immer wieder ein Thema, das Entscheidungsarbeit macht.

Eingemachte Johannisbeermarmelade, 1996 (Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Batman, 1995 (Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Diese Perspektive ist auch bei anderen ausgestellten Objekten zu finden, etwa beim Diaphragma oder bei der Antibabypille. Sie repräsentieren die nach wie vor vorrangig weiblichen Entscheidungsarbeiten mit ihren Facetten wie Methoden, Gesundheitsfragen oder Zeitpunkt von Empfängnisverhütung.

Den Blick auf emotionale und körperliche Schwerstarbeit von Frauen, die meist auch noch mit hohen Kosten verbunden ist, lenkt ein eher unscheinbares Objekt: die

Vierlochschale. Sie dient zur Aufbewahrung von Eizellen oder Embryonen im Brutkasten, bevor sie in die Gebärmutter verpflanzt werden bei der sogenannten In-Vitro-Fertilisation oder „Reagenzglasbefruchtung“. Mit steigender Tendenz lassen Paare eine Sterilitätstherapie durchführen – 1996 waren es in Hamburg rund 3.000. Die Frauen müssen sich in der Regel mehrfach der emotional und körperlich oft qualvollen Behandlung unterziehen. Die Rede ist – je nach Standpunkt – von 5-20% Erfolgsrate pro Zyklus.

Die Kosten der teuren Behandlung übernehmen Krankenkassen übrigens nur bei verheirateten Frauen. Für unverheiratete Frauen ist es in Deutschland zudem schwer, eine Praxis zu finden, die zur Durchführung der Sterilitätstherapie bereit ist – im Unterschied zu anderen europäischen Ländern wie Dänemark oder den Niederlanden.

Generative Arbeiten mit ihrer Dimension der steigenden, vorgeburtlichen Standards thematisieren auch Exponate wie der Mutterpaß, die Ultraschallbilder oder die Schwangerschaftsdokumentation. Mit der Verwissenschaftlichung der Schwangerschaft gehen genetische Kontrolle und die Verantwortung für die „Qualität des ungeborenen Lebens“ einher als Anforderungen an die werdenden Mütter. Vorgeburtliche Diagnoseverfahren suggerieren ihnen, daß gesunde Kinder machbar seien. Solche pränatalen Tests haben in der Regel das Ziel, „Normabweichungen“ des Ungeborenen ausfindig zu machen. Die Entscheidungsarbeit, die „Normabweichung“ zu akzeptieren oder vorgeburtlich zu selektieren, kann für Schwangere sehr schwer werden, wenn Normalität gesellschaftliches Leitbild ist.

Darüber hinaus zeichnet sich seit den 1980er Jahren ein Trend ab zu Vorsorgearbeiten für das „Kind in Planung“. Unter der Devise „bessere Babys nach Plan“ wird der „Countdown to Conception“ ausgerufen als Verhaltens- und Terminplan für die Vorbereitung auf die Empfängnis. (26) Das Konzept der Machbarkeit von perfekten Babys wird in der populärwissenschaftlichen

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

Ratgeberliteratur zur Aufgabe der Frauen umgeformt.

Aus dem Puzzle der tausenderlei Tätigkeiten am Arbeitsplatz Kind lassen sich als die Hauptthemen zusammenfassen: Bildung, Gesundheit, Seelenlage, Umwelt und Geschlechterrollen. Mit der „Entdeckung der Kindheit“ im 18. Jahrhundert war Bildung zum Ziel der aufgeklärten Gesellschaft geworden. Die bewußte Kindererziehung wurde hier am Übergang zur modernen Gesellschaft zu einem Leitbild.

Im 19. Jahrhundert kam mit den Fortschritten der Medizin – Stichwort Säuglingssterblichkeit und gesundheitliche Aufklärung – das Gesundheitsthema hinzu. Mit dem 20. Jahrhundert rückte zusätzlich die Psyche ins Blickfeld: Ein radikaler Wandel im Vergleich zu den Erziehungskonzepten des vorausgegangenen Jahrhunderts vollzog sich, die neue Erziehungse devise hieß jetzt: „Unterstützen statt erziehen“. (27)

Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts sind Umwelt und Geschlechterrollen als neue Themen hinzugekommen. Im Zusammenwirken mit gesellschaftlichen Veränderungen und dem Wandel von Normen und Mentalitäten formen sich also immer neue Dimensionen von elterlichen Aufgaben und Pflichten aus.

Vierlochschaale,
1996 (Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Lohnend ist in diesem Zusammenhang auch noch einmal der Blick auf die mothering-Kategorien eines amerikanischen Forscherteams, das 1990 ein Gutachten für die Berliner Verwaltung zum Thema „Vaterschaft und Elternurlaub“ herausbrachte. (28) Dort findet sich die Einteilung:

direkte Interaktion (unmittelbare Tätigkeit, wie Versorgungsleistung oder Spiel); Verfügbarkeit (keine direkte Beschäftigung mit dem Kind, aber elterliche Präsenz); Verantwortung (Zuständigkeit zum Beispiel für Bedürfnisse und Termine des Kindes, wie Elternabend, Arztbesuch).

Ein Fazit des Gutachtens: Zeitaufwendung und konkreter Einsatz wurden in allen drei Bereichen überproportional von den Müttern geleistet. „Die größte Diskrepanz zeigt sich bei der Verantwortung: die wenigsten Väter übernehmen überhaupt Verantwortung für die Kindererziehung.“ Und Verantwortung manifestiert sich weniger am großen Wurf von Erziehungsentscheidung, sondern vielmehr am kleinpusseligen Zusammenbauen des Alltagsmosaiks, der teilhabenden Begleitung des Kindes an seinem Großwerden.

Und so haben wir mit unserem jüngsten Sammlungsgebiet Arbeitsplatz Kind im Museum gerade unter der Geschlechterperspektive noch eine Forschungsstrecke vor uns.

„Das Private ist politisch“ war bekanntlich eine Devise der Neuen Frauenbewegung. Und da das Schweigen über das Private sowohl Frauenarbeit wie die Wirkfaktoren von geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung weiterhin unsichtbar bleiben läßt, haben wir den Versuch unternommen, das „Privatvergnügen Elternschaft“, dem bis heute das Odium „banal und einer öffentlichen Diskussion nicht würdig“ anhaftet, in die Punktstrahler der Museumsvitrine zu stellen.

Die Lust- und Frustanteile dieser unumgehbaren Arbeiten im Schatten aus dem gesellschaftlichen Schattendasein zu holen, heißt auch, den anderen Umgang mit Zeit und die andere Wertigkeit von Zeit in den Blick zu bringen. Zum Beispiel ist Zeitverschwendung ein wichtiges Mittel, wenn das „Produkt Kind“ gelingen soll – Stichwort: zeitraubende Vermittlung von zivilisatorischen Standards und Kulturtechniken oder das Erziehungsziel „Gewährenlassen“. Mothering-Tätige bringt das häufig genug in ein Dilemma: geht es doch am außerhäuslichen Erwerbsarbeitsplatz um ein extremes Zeitsparen. Und zudem ist die im Prozeß der Industrialisierung vollzogene Zurichtung in

Sachen Zeit-Disziplin für die Mehrzahl der Frauen und Männer in der westlichen Moderne zur zweiten Natur geworden.

Neben dem Augenöffnen haben wir mit unserer Museumsabteilung auch dies im Sinn: Vielleicht wird ja im Prozeß des Sichtbarwerdens der mannigfachen Arbeiten ein anderer Blick, ein Perspektivwechsel gar möglich – die Schattenarbeiten im Scheinwerferlicht mögen vielleicht ein Nachsinnen über deren Wertig- und Vielseitigkeit anstoßen.

Den Weg des Umwertens und Neubewertens von Arbeit gehen übrigens seit fast einem Jahrzehnt Gewerkschaftsfrauen: Die Aufwertungs-kampagne für typische Frauenberufe im Öffentlichen Dienst soll die sichtbaren und unsichtbaren Bestandteile ihrer Tätigkeiten in den öffentlichen Blick rücken mit dem Ziel der gesellschaftlichen Anerkennung und tariflichen Neubewertung von Frauenarbeit wie die der Krankenschwestern, Altenpflegerinnen, Erzieherinnen, Frauen im Schreibdienst, im Reinigungsdienst, in medizinisch-technischen Berufen oder im Bereich Hauswirtschaft. Der erste Schwung dieser Bewegung mit zahlreichen öffentlichen Aktionen brachte 1990 das Projekt „Frauen beschreiben ihre Tätigkeiten“ hervor: „Frauen kleiden ihre Arbeit in Worte und geben ihnen dadurch Wert. Sie brechen mit der Tätigkeitsbeschreibung die Sprach-Losigkeit der Tarifverträge in bezug auf die Frauenberufe auf“. (29) Eine Neubewertung von Frauenarbeit und damit bessere Frauenlöhne ist bereits in der Metallindustrie sowie in einigen ÖTV-Bereichen gelungen.

In der Nachbarschaft des Arbeitsplatz Kind haben wir ein Kunstwerk der amerikanischen Künstlerin Liz Bachhuber mit dem Titel „Laufstall“ plaziert. Diese Installation gehört zu einer Serie von Arbeiten der Künstlerin mit dem Titel „Domestic Passions“, die sich mit dem Bereich Haus- und Familienarbeit auseinandersetzen. Die beiden Begriffe lesen sich „doppeldeutig“: „Domestic“ steht für „häuslich“ und „domestiziert“, „Passion“ bedeutet „Leidenschaft“, aber auch „Leiden“.

Liz Bachhuber, „Laufstall“ – „Domestic Passions“, 1992, Stahl, Zweige, Papier
(Foto: Karin Plessing, Museum der Arbeit)

Der Laufstall ist aus Stahl und wirkt daher weniger als Gebrauchsgegenstand des Alltags, sondern eher wie ein Prototyp. In sein Stahlgitter ist ein Nest aus Zweigen und Reisig eingeflochten. Die Gegensatzpaare: toter Stahl/lebendige Zweige und runde Form/kantige Form entfaltet eine eigene Dynamik: Sie irritiert und inspiriert. Der Kinderlaufstall als Übersetzung von Holz in Stahl mag Erinnerung an die eigene Kindheit im Laufstall wachrufen und gleichzeitig Irritation wegen der stählernen Gitterstäbe. Vielleicht klingt auch etwas an von der Ironie des Soziologen Max Weber, der für die industrielle Moderne das Bild vom „ehernen Käfig“ prägte, in dem die Eingesperrten mit dem Versprechen von Sicherheit entschädigt zu werden scheinen. Umso stärker wirkt die emotionale Qualität des Nestes, das mit seinen Naturmaterialien Sinnlichkeit und Geborgenheit assoziieren läßt. Beim genaueren Hinsehen sind an einigen Zweigen Papierstreifen zu erkennen, die die Kreisform des Nestes betonen: Briefe, Kritzeleien ihrer Tochter, Einkaufszettel und Telefonnotizen hat die Künstlerin als Texte aus ihrem Alltag um das Reisig geklebt. Vielleicht mögen es auch individuelle Botschaften sein beim Nachsinnen, welche Idee eines „Zuhause“ wir haben oder leben.

In der Zeit nach der Geburt ihrer Tochter hat sich die damals in Düsseldorf lebende und an der Weimarer Kunstakademie lehrende Künstlerin die häuslichen Möbel etwas genauer unter die Lupe genommen: Bügelbrett, Kinderbett, Wäscheständer, Laufstall. Die Transformationen dieser Alltagsgegenstände sind Einladungen, sich in die Vielgesichtigkeit der „Domestic Passions“

einzulesen: Der DIN-genormte Stahlkäfig mag nicht nur als Metapher für gebremste kindliche Freiheit gesehen werden, sondern auch für die der Mutter. In einer Gesellschaft, deren heimlicher Lehrplan immer noch eine Allzuständigkeit der Frauen für Haus- und Familienarbeit vorsieht, kommt diese Rollenfixierung einer Zählung der Mütter gleich. Für das Dasein als Künstlerin generell heißt das: Alltagszwänge zwischen Windeln und Elternabend setzen dem Traum von absoluter künstlerischer Freiheit Grenzen. Für die Künstlerin persönlich verband sich mit dem neuen Arbeitsplatz auch noch ein Art Kulturschock: In den USA aufgewachsen, mußte ihr das hier vorherrschende Mutterschaftskonzept vorkommen wie der berühmte „Schritt aus der Moderne heraus“ (30).

Entfaltung und Begrenzung, Bereicherung und Einschränkung, Freiheit und Zwang – und die Durchdringung und Gleichzeitigkeit dieser Pole: Das sind Lesarten für die Installation „Laufstall“. Was könnte als ein „Denkmalnach“ besser in die Nachbarschaft vom Arbeitsplatz Kind und in den Rahmen von Frauen- und Geschlechtergeschichte passen?

Gleichsam zum Ausklang würde ich hier liebend gerne eine der am Ausstellungsbereich Arbeitsplatz Kind installierten Toncollagen zu Gehör bringen (31) und zwar die zum Thema „Heckmeck – Aushandeln der Arbeiten am Kind“. Das umfaßt: Abstimmen und Aushandeln zu den Fragen „wer macht was wann mit dem Kind“, zu den Themen Erziehungsstil und pädagogische Inhalte sowie zu den persönlichen Wünschen – kurzum alles, was „Beziehungsarbeit“ zwischen den mothering-Tätigen ausmacht und meistens viel Geduld, Zeit und Nerven kostet, denn die „Landkarte des häuslichen Daseins wird neu vermessen“, wenn ein Kind kommt (32). Die sinnlichen Dimensionen von Arbeit in diesem Tätigkeitsbereich zumindest in kurzen, dreiminütigen Geräusch-Collagen anklingen zu lassen, und die BesucherInnen mit einer „Tondusche“ akustisch anzuregen, war unsere Intention. Sind Sie neugierig geworden?

Ein Nachsatz:

Nina Hagens Erkenntnis von einst scheint nichts an Aktualität eingebüßt zu haben – für Frauen und für Männer.

„vor dem ersten Kinderschrei‘n
muß ich mich ersma selbs befrei‘n.“

Über Anregungen und Kritik ist die Autorin dankbar, und sie freut sich auf Ihren Besuch in der Abteilung:

Dr. Elisabeth v. Dücker, Museum der Arbeit,
Maurienstr. 19, 22305 Hamburg,
T.: 040/2984-2365, -2364.

Anmerkungen

1. Sara Ruddick: Mütterliches Denken. Für eine Politik der Gewaltlosigkeit. Frankfurt/M. 1993, S. 39
2. Elisabeth Beck-Gernsheim: Mutterwerden – der Sprung in ein anderes Leben. Frankfurt/M. 1989, S. 10
3. dies., S. 50
4. Berufsunterbrechungen von Müttern sind weniger häufiger und weniger lang als früher: 50% der unter 35jährigen, 75% der über 35jährigen. Ursula Müller: Warum gibt es keine emanzipatorische Utopie des Mutter-seins?, in: Bärbel Schön (Hg.): Emanzipation und Mutterschaft. Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterliche Praxis. Weinheim 1989, S. 72
5. Als Leitbild des Frauenlebens hat sich die „doppelte Lebensführung“ durchgesetzt, die sogenannte „Vereinbarung von Familie und Beruf“, vgl. Birgit Geissler, Mechtild Oechsle: Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen, in: Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim: Riskante Freiheiten. Frankfurt/M. 1994, S. 147
6. U. Müller, 1989, S. 76
7. Gisela Notz: Kinder, Küche, Knete, in: „Trotz Fleiß kein Preis“, Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 1991, S.135 und Gisela Notz: „Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann“. Bonn 1991
8. Dieter Schnack, Thomas Gesterkamp: Hauptsache Arbeit. Männer zwischen Beruf und Familie. Reinbek 1996, S. 72
9. Den Ausstellungsbereich „Arbeitsplatz Kind“ im Rahmen der Abteilung „Frauen und Männer, Arbeitswelten – Bilderwelten“ haben die Autorin und die Historikerin Christine Frühauf erarbeitet.
10. Uta Meier: „Familie ist, wo Kinder sind. Familienpolitik in Daten und Fakten“, Vortrag anlässlich des 3. Hessischen Mütterkongress, Marburg, 5.7.1997

11. Andrejs Urzde, Maria Rerrich: Frauenalltag und Kinderwunsch, 1981, zit. nach E. Beck-Gernsheim, 1989, S. 63
12. E. Beck-Gernsheim, 1989, S. 113
13. Carl Schmidt-Rogge „Dein Kind, Dein Partner“, Psychoanalyse der Entwicklung und Erziehung im Kindes- und Jugendalter, München 1973, S. 297, 300
14. Sonja Deuter, 1996; das Interview führte Elisabeth v. Dücker
15. Sonja Deuter, Unveröffentlichtes Manuskript, 1996
16. NDR 3, 30.6.1997
17. Irmgard Schultz: Der erregende Mythos vom Geld. Die neue Verbindung von Zeit, Geld und Geschlecht im Ökologiezeitalter. Frankfurt/New York 1994, S. 46
18. Angelika Schirmer, Mitbegründerin von „Müttercourage“, 1996
19. Doris Bishop, 1995; das Interview führte Brigitte Hoffmeister
20. Hans-Jürgen Schirmer, 1996; das Interview führte Christine Frühauf
21. wie Anm. 19
22. Helga Zeiher: Kindheitsträume. Zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit, in: U. Beck, E. Beck-Gernsheim, 1994, S. 361
23. dies., 369
24. E. Beck-Gernsheim, 1989, S. 121
25. Susanne Meuthien, 1996; das Interview führte Elisabeth v. Dücker
26. E. Beck-Gernsheim, 1989, vgl. S. 115
27. dies., S. 116
28. Georg Brzoska, Gerhard Hafner, Eberhard Schäfer: Aktive Vaterschaft und Elternurlaub, Gutachten für die Senatsverwaltung. Berlin, 1990, zit. Nach Cheryl Benard, Edit Schlaffer: Sagt uns, wo die Väter sind. Von der Arbeitssucht und Fahnenflucht des zweiten Elternteils. Reinbek 1991, S. 18 f.
29. Barbara Dürk: Vom Aufschrei in die Niederungen der kleinen Schritte – Die Aufwertungskampagne von Frauen in der ÖTV, in: Regine Winter: Frauen verdienen mehr. Zur Neubewertung von Frauenarbeit im Tarifsysteem, Berlin 1994, S. 123
30. E. Beck-Gernsheim, 1989, S. 106
31. Vier Toncollagen zu den Themen: „Großstadtverkehr“, „Lust & Frust am Arbeitsplatz Kind“, „Heckmeck – Aushandeln am Arbeitsplatz Kind“ und „Eltern packen aus“ wurden von der Autorin und der Grafikerin Marianne Haustein erarbeitet.
32. E. Beck-Gernsheim, 1989, S. 87

Peter Grottian

Arbeitsteilung der Geschlechter – mehr als ein männliches Gelächter

(Es handelt sich um ein „gemischtes Manuskript“, Vortrag und schriftliche Ausarbeitungen)

Bevor ich beginne, ist es vielleicht noch ganz wichtig zu sagen, was mein Hintergrund ist. Man will ja immer wissen, wen man vor sich hat. Ich bin fünfundfünfzig. Ich bin – ich glaub’, das hängt mit dem Thema schon ein bißchen zusammen – seit zwölf Jahren ein Teilzeit-Hochschullehrer für Politikwissenschaft und mache zusammen mit einem Kollegen ein Professuren-Teilzeitprojekt, wo wir durch die frei werdenden Teile mit einem bescheidenen 1/3 Beitrag ermöglicht haben, daß eine Kollegin für Frauenforschung und Politikwissenschaft eingestellt werden konnte. Und ich habe versucht, in den letzten Jahren immer wieder Modelle vorzustellen, wie denn die Macht- und Arbeitsteilung im Sinne einer egalitäreren Macht- und Arbeitsteilung möglicherweise ein bißchen verändert werden kann.

Aber lassen Sie sich von mir zunächst einmal, bevor wir zu den etwas härteren Realitäten kommen, in das Jahr 2007 transportieren. Der Ort ist wieder Marburg. Wir haben einen Mütter- und Väterkongreß. Beide Geschlechter sind sehr wohl und in guter Absicht der Veranstalter und Veranstalterinnen über lange Strecken getrennt, damit sich ganz bestimmte männerbündische und männerkommunikative Strukturen nicht zu sehr einschleichen. Auf einer Abschlußveranstaltung soll dann der Ertrag aus beiden Bereichen zusammen erörtert werden.

Und zu diesem Mütter- und Väterkongreß des Jahres 2007 hat sich eine erhebliche Prominenz angesagt. Es tritt nämlich auf der Ministerpräsident des Landes Hessen a.D. Eichel, und es tritt auf die Sozialministerin Nimsch. Und es tritt auf die Bewegungsunternehmerin – nicht a.D., sondern immer noch erheblich mit Aktivitäten befaßt, – Alice Schwarzer. Eichel, wie das bei

älteren Männern so üblich ist, hält Rückschau und sagt, daß er sich 1999 als Ministerpräsident in Hessen durchgesetzt habe, trotz erheblicher männlicher verfassungsrechtlicher Bedenken sei er ein Teilzeit-Ministerpräsident geworden, und daß dieses wichtige Amt geteilt wird zwischen einer Frau und ihm, das halte er für eine seiner wichtigsten Entscheidungen während seiner Regierungszeit. Als Mann habe er selbst einen Lernprozeß gemacht. Ihm sei klar geworden, daß die Unentbehrlichkeit, von der er vorher ausgegangen sei, in seinem Sechzehnstundentag, real gar nicht vorhanden war, und daß eine gewisse Form von Machtentzug und Machtverteilung ihm wahrscheinlich nicht geschadet habe. Und daß er auch vorgeführt habe, daß man wichtige Positionen in diesem Land möglicherweise durchaus mit einer anderen Arbeitsplatzstruktur kombinieren könnte.

Alice Schwarzer mit Hinterlist und mit nach wie vor stichelnden Fragen – auch im Jahr 2007 nicht gerade sehr viel anders als im Jahr 1997 – versucht natürlich zu fragen, inwiefern das ganze Programm mehr ein Projekt von Herrn Eichel als ein Männer-Modernisierungsprogramm gewesen sei, denn so ungeheuer viel in der Gesellschaft habe sich nicht geändert. Die anderen auf dem Podium verweisen aber auf erstaunliche Zahlen, nämlich, daß die Arbeitsteilung in den Familien so vorangekommen ist, daß tatsächlich 40% der Paare, verheiratete oder nicht verheiratete, im Vergleich zu 1995 nun für sich und nach seriösen Einstellungsuntersuchungen des Jahres 2005 von der Universität Marburg egalitäre Macht- und Arbeitsteilung weitgehend praktizieren, daß der Frauenanteil in den mittleren und höheren Positionen von 3,8% 1993 immerhin auf 18,8% gestiegen ist, daß die Frage der Gewalt in den Familien offenkundig nach neuesten Studien des Jahres 2003 erheblich rückläufig ist und vor allem die Männergewalt abgenommen hat. Und daß selbst die Machtteilung in den wichtigsten politischen Institutionen entsprechend Fortschritte gemacht hat, daß man zwar nicht von einer Parität, aber zumindest von einem Frauenanteil von 45% sprechen kann. Und

man verweist auf neue politisch kulturelle Formen wie einen alternativen Hochzeitsvertrag, der Macht- und Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern neu konstruiert. Und man lobt auch Modelle des Arbeitsmarktes, durch die die Möglichkeit geschaffen wurde, tatsächlich Macht- und Arbeitsteilung entsprechend anders zu tarieren.

Nun will ich Sie nicht damit langweilen, daß es sicherlich – wenn man auf das Jahr 1997 zurückblickt – in den Bereichen, die ich genannt habe, offenkundig zu nicht sonderlich starken Bewegungen gekommen ist. Und – einige andere werden das wahrscheinlich auch schon hier gesagt haben – es sind auf dem Feld der Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen im Großen und Ganzen nur kleine Schritte gemacht worden, wenn man denn überhaupt einigermaßen vorangekommen ist. Alles, was wir an Studien kennen über die Frage der Arbeitsteilung in den Familien, weist eigentlich auf etwas sehr Sonderbares, aber auch Nachvollziehbares hin, nämlich darauf, daß wir – wenn wir das mal auf die Männer beziehen – in allen Untersuchungen der letzten zwanzig Jahren eigentlich immer das Gleiche festgestellt haben: Wir, oder die Kolleginnen und Kollegen, haben immer festgestellt, daß 5% der Männer versuchen, relativ egalitär eingestellte Macht- und Arbeitsverhältnisse zu realisieren und daß dann, wenn die Untersuchungen vorbei sind und einige Jahre ins Land gegangen sind, sich offenkundig ganz traditionelle Strukturen wieder durchsetzen.

Und dann finden wir in den jüngeren Studien, die wir dazu kennen, eigentlich wieder die 5% Männer, die sich da möglicherweise auf anderen Bahnen bewegen, aber daß sich sonst nicht sehr viel geändert hat. Auch wenn die Meldungen in den Medien eigentlich immer in diese Richtung gehen: „Ah! Bei den jungen Männern fängt’s jetzt an, tatsächlich entsprechende Umdenkungs- und alternative Entscheidungsprozesse zu geben.“ Und das aus der Hoffnung heraus, weil sie in den Schulen und in ihren Familien bei den ach so progressiven Eltern nun alles ein bißchen

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

anders gelernt haben und möglicherweise deshalb auch einen entsprechend anderen Weg einschlagen würden. Aber die Studien sagen im Grunde genommen, daß die Hoffnung, daß sich das dynamisiert, trotz der von der Bundesfamilienministerin herausgegebenen Studie vom letzten Jahr, sehr bescheiden ist.

Wenn man den Arbeitsmarkt anschaut, dann stellt sich heraus, daß bei dem massiven Problem von sechs Millionen Erwerbslosen, die naheliegendste Strategie für viele Menschen ist, mehr Arbeit zu teilen. Und zwar nicht im Sinne von Billigjobs, sondern im Sinne von anderen Arbeits- und Lebensbalancen, in denen versucht wird, auch die Arbeitsmarktfrage mit der Macht- und Arbeitsteilungsfrage der Geschlechter zu verbinden. Es könnte ja eine Strategie sein, die sehr sinnvoll und gut ist.

Und wir haben ja auch einige Länder wie Schweden oder die Niederlande, die auf diesem Felde sehr viel mehr Erfolge haben als wir, die Schweden in noch besonderem Maße, aber auch die Niederländer. Und viele empfehlen uns ja solche Modelle. Wenn man das ansieht – und Sie haben mich ja hier weitgehend auch eingeladen, um eine Selbstreflexion auch darüber zu führen, was von der Männerseite zu erwarten ist – dann stellt sich ganz einfach heraus, daß bei der Frage der Arbeitsumverteilung vernünftige Teilzeitmodelle für die Männer im Grunde genommen nicht vorhanden sind. Lächerliche 1,8% „Modell“-Männer arbeiten in Teilzeit in den Positionen, wo man vernünftigerweise überhaupt davon reden kann, daß umverteilt werden kann. Wir wollen doch Leute nicht in Teilzeit bringen, die 1.600,- oder 2.200,- DM nach Hause bringen. Aber wir bitten, auch nicht zu unterschätzen, daß es sehr viele Leute in dieser Republik gibt, die von ihren Möglichkeiten der Arbeitsteilung Gebrauch machen könnten und für die es ja auch oft im individuellen Gespräch eine Potentialität ist, die man in irgendeiner Weise realisieren will. Doch es zeigt sich ganz einfach, daß die Männer immer versuchen, aus diesem Umverteilungsproblem auszubrechen. Daß sie nicht versuchen, die Möglichkeit zu realisieren, in ihrer Erwerbsarbeit, Hausarbeit

und Erziehungsarbeit solche Balancen neu zu justieren.

Wenn man jetzt fragt, „Woran liegt das denn eigentlich, daß das so wenig in Gang kommt?“, dann ist meine Erklärung für uns Männer, aber auch für Sie als Frauen etwas unangenehm. Ich gehe nämlich davon aus, daß der Fortschritt deshalb so klein ist, weil wir so etwas ähnliches haben wie eine vielgestufte strukturelle Komplizenschaft, die sozusagen jeweils auf den einzelnen Stufen so wirkt, daß der Fortschritt tatsächlich eine Schnecke wird.

Das Erste ist, daß das Prinzip von ökonomischer Globalisierung und Ökonomisierung marktwirtschaftlicher Prozesse mit der Frage von Männlichkeit und männlicher Dominanz verknüpft wird und sozusagen die männliche ökonomische Unentbehrlichkeit und Verfügbarkeit zum Prinzip von Globalisierung und marktwirtschaftlichen Leitlinien wird. Das ist die erste Stufe.

Die zweite Stufe dieser strukturellen Komplizenschaft besteht darin, daß Institutionen, egal ob Betriebe oder auch Verwaltungen, sich zunächst nur vorstellen können, daß Menschen immer verfügbar sind für ihre Institutionen. Und so fügt sich das Institutioneninteresse erneut zu dem männlichen Interesse von Vollerwerbstätigkeit. Als ich mit meinem Kollegen Teilzeit-Hochschullehrer werden wollte, war die schneidende Bemerkung des Beamten des Innensenats von Berlin: „Beamte können sich nicht zyklisch ihrem Dienst hingeben, indem sie zwei Jahre arbeiten und möglicherweise ein Jahr lang nicht, sondern sie müssen sich durchgehend vom Prinzip und vom Berufsbeamtentum und von den staatlichen Aufgabenstellungen leiten lassen und müssen sich voll dem hingeben, tags und nachts. Und immer für die freiheitlich demokratische Grundordnung da sein sowieso.“ Sie können an dem kleinen Beispiel sehen, daß die Institution eben nicht so strukturiert ist, daß sie von ihren Aufgaben her denkt, sondern daß sie davon lebt, daß Bürokratien nur Bürokratien lieben. Und das bedeutet, daß sozusagen über die Struktur in bestimmter Weise verfügt wird, und das vor allen Dingen

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

auch entsprechend mehr, je näher die Arbeit dem Machtzentrum der jeweiligen Institution liegt. Das erklärt auch, warum „bad jobs“, schlechte Jobs sehr wohl in Teilzeit vergeben werden. Nicht nur wegen der Randbelegschaft, sondern auch, weil es vom strukturellen männlichen Machtprinzip her so ist, daß man es gut durchsetzen kann.

Und die dritte Stufe dieser strukturellen Komplizenschaft bilden wir Männer selbst. Denn wir Männer haben bisher – und ich weiß, daß das einzelnen Feministinnen hier wahrscheinlich nicht gefällt – wir selbst haben bisher den Druck der Frauen, auch aus der Frauenbewegung, wir haben leider diesen Druck, – sei es privat oder sei es auch öffentlich – als sehr niederschwellig erlebt und ihn so gut auf einer sehr geringen Höhe abwehren können. Es ist nicht wahr, daß die Männer „zurückschlagen müssen“, wie die amerikanische Kollegin Falludi sagt. Sie schlagen in vieler Hinsicht zurück, das ist schon richtig. Aber der Druck, sowohl im Privaten als auch im Öffentlichen ist bisher nicht so groß gewesen, daß es tatsächlich zu erheblichen Machtverlusten geführt hat. Dazu muß man vielleicht noch etwas sagen: Es ist im Grunde genommen schon so, daß Männer sich damit auseinandersetzen müssen in den letzten zwölf bis fünfzehn Jahren. Aber meine Erfahrung als Hochschullehrer ist auch, daß die Debatten oder Auseinandersetzungen, die dann auch zu etwas geführt haben im Sinne von Konsequenzen, daß die möglicherweise sogar wieder im Abwind sind. Wenn ich vor fünfzehn Jahren Seminare hielt über die Macht- und Arbeitsteilung der Geschlechter, da waren da achtzig Leute, fünfundsechzig Frauen und fünf Männer. Und von den Männern waren noch drei aus dem Iran, die sagten, dort sei alles noch viel schlimmer.

Als ich vor sieben oder acht Jahren Seminare darüber machte, da war das eine wissenschaftliche, aber auch eine ganz persönliche Auseinandersetzung von zwei Drittel Frauen und einem Drittel Männern. Wobei die Männer immer auf den Boden guckten und nicht wußten, was gleich geschieht, ob sie demnächst an die Wand genagelt werden würden oder was sonst passieren könnte. Und es war eine ungeheuer

fruchtbare, zugespitzte Auseinandersetzung, bei der man den Eindruck hatte, die Männer fühlten sich herausgefordert durch die Studentinnen und durch den Kurs als solchen vielleicht auch ein bißchen. Da knisterte es, nicht nur im Sinne von „aus Bücher lernen“. Da merkte man, da ging es durch die Personen durch. Und das war ja auch schön so.

Wenn man heute ein Seminar macht über die Macht- und Arbeitsteilung der Geschlechter, ja, ich muß Ihnen ehrlich sagen, das ist so harmonisch! Das ist so harmonisch, und jetzt bediene ich mich bewußt, aber nicht ernstzunehmend, militaristischer Sprache, daß Sie den Eindruck haben, Sie müssen in den Kurs sozusagen ein kleines Bömbchen werfen, damit überhaupt mal wieder Konflikte entstehen. Die Männer sind wieder weniger geworden, und die Frauen sind nach wie vor an dieser Thematik natürlich interessiert. Aber die Auseinandersetzung ist vielleicht auch eine andere geworden. Daß feministische Buchläden überall schließen, liegt auf der gleichen Linie.

Das heißt, wir müssen auch noch einmal ein bißchen auf die Männer schauen bei der Frage, wie ihre Lernmöglichkeiten denn gewesen sind auf der individuellen Ebene, auf der politischen Ebene. Auf dieser dritten Stufe der Komplizenschaft wird man zunächst einmal sagen müssen, daß wir Männer – so muß ich dies ganz bewußt sagen –, die auch ein bißchen versuchen, sich zu ändern – ein bißchen! –, daß wir keine produktive Phantasie von anderer Macht- und Arbeitsteilung entwickelt haben. Hausarbeit, Sie werden mir zustimmen, ist nicht sonderlich kreativ, sogar langweilig. Die Faszination eines Kindes ist offensichtlich so, wie wir in Schweden erleben können, daß beim ersten Kind das Interesse der Männer an diesem Kind sehr groß ist. Immerhin 13,8% der schwedischen Männer nehmen Teilzeit bzw. Elternurlaub. Aber beim zweiten Kind läßt das Interesse radikal nach. Da sind es noch 2,4%. Die Quote der Männer, die hier Erziehungsurlaub nimmt, liegt wohl bei 0,8%, wenn man statistisch richtig hinsieht und nicht die beschönigten Zahlen der Ministerin weitertransportiert.

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

Jetzt kommt die Frage noch einmal: Was hat die stukturelle Komplizenschaft auf dieser dritten Stufe auch wieder mit diesem Frauen-Männer-Verhältnis zu tun? Hier ist meine These, daß das alles nur so gut gelingt, weil die Frauen diese patriarchalische Struktur in ihrer großen Mehrheit stützen. Ich will Ihnen auch hier ein Beispiel aus Berlin geben. Wenn Sie mit einem Kollegen darüber reden, von dem Sie wissen, daß die Partnerin Lehrerin ist, egal ob Vollzeit oder Teilzeit, und dann reden Sie mit diesem Kollegen über die Frage, ob er möglicherweise nicht auch Teilzeit-Hochschullehrer werden will. Wir haben es in der Richtung nicht sehr weit gebracht. Von 35.000 Hochschullehrern, die wir in der Republik haben, arbeiten 90 auf Teilzeit. Sie sehen, ein grandioser Erfolg! Also wenn ich mit dem darüber rede, warum er das nicht möglicherweise macht, dann kommt ungefähr folgendes Gespräch in Gang: „Peter Grottian, an sich finde ich das ja ganz gut, was ihr da macht.“ Pause. „Aber Du weißt, daß wir da im Süden Berlins dann doch diese Wohnung/Haus gekauft haben. Und dann haben wir auch noch das Dach und den Keller umgebaut. Und das war doch teurer, als wir gedacht haben.“ Dann wird eine horrende Summe erwähnt, die jetzt monatlich abzuführen ist. Die Stimme hebt sich, sie geht dann wieder runter. Mit langen Dackelohren, sozusagen nach Worten suchend, geht es meistens dann ungefähr in die Richtung: „Oh lieber Peter Grottian, du weißt doch, wir hatten kein Eigenkapital.“ Das ist das gleiche Pärchen, das im Süden Italiens oder am Ossiacher See seine Ferien verbringt, und wenn die Sonne untergeht, sind sich beide eigentlich einig, daß man möglicherweise doch ein bißchen anders leben sollte und möglicherweise anders arbeiten sollte, damit die Balance von Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Erziehungsarbeit, wie immer das mit den Kindern auch ist, dann auch anders aussieht. Sie kommen aus dem Urlaub zurück, und Sie dürfen zu 99,9% sicher sein, es läuft wie gehabt, keine Änderung des Programms.

Damit will ich eigentlich nur sagen, daß ganz bestimmte Mechanismen funktionieren, wobei das Girokonto eins der wichtigsten ist, das Girokonto, das sich rötet (Gelächter). Ich

merke doch, daß diese Komplizenschaft vorhanden ist, da habe ich was getroffen. Es gibt Studien, vor allem die der Sozialwissenschaftlerin Vera Hemmerich, über Paare, die versuchen, eine egalitäre Macht- und Arbeitsteilung zu leben, indem z.B. beide reduziert arbeiten, um beide Erfahrungen in der Erwerbsarbeit zu haben und auch hoffentlich viel Spaß daran. Und die auch sonst versuchen, Hausarbeit, Erziehungsarbeit, soziokulturelle Arbeit, sonstige Arbeit einigermaßen sinnvoll aufzuteilen. Dazu sagt Vera Hemmerich: „Ja, ja, es läuft schon irgendwie egalitär. Aber die Männer haben unglaublich tolle Strategien drauf, mit dem rechten Fuß in ihrer Vollerwerbstätigkeit drin zu bleiben durch Weiterqualifikation und männerbündische Stukturen, die sie wunderbar aufrechterhalten. Während Frauen sich ungleich mehr auf die Situation als Situation einlassen und genau das nicht tun.“ Und als zweites stellt Vera Hemmerich fest: „Wenn sich bei diesem ernsthaften Versuch von egalitärer Macht- und Arbeitsteilung, wenn sich da sozusagen Schieflogen einfressen, dann ist ihr empirischer Befund, daß Frauen sich bemühen, die Schieflogen dadurch in irgendeiner Weise zu kompensieren bzw. still zu stellen, indem sie in jedem Fall den Versuch machen, das Verhältnis als Verhältnis einigermaßen zu retten“. Auch Scheidungsraten sprechen überhaupt nicht dagegen, weil sie nämlich nichts sagen über das konkrete Leben der Menschen selbst. Und da die Sehnsucht nach Beziehungen dieser oder jener Art offenkundig relativ konstant geblieben ist, scheint sich diese Schiefloge – egal ob bei gleichgeschlechtlichen oder nicht gleichgeschlechtlichen Beziehungen – immer wieder in besonderer Art entsprechend einzufressen.

Gut, Sie fragen mich jetzt zum Abschluß, auf welchen Ebenen wollen wir denn versuchen, etwas zu machen? Oder wo könnte man etwas ändern?

Ich will versuchen, das jetzt relativ kurz zu machen, aber auch ein paar neue Ideen dazu bringen oder zumindest zu versuchen, einige einzustreuen. Denn ich glaube, daß wir bei manchen Punkten neu nachdenken und auch

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

versuchen müssen, irgendwelche anderen Formen unserer eigenen Kultur zu finden, in denen die Frage der Macht- und Arbeitsteilung anders geregelt werden kann. Jetzt werden Sie mich gleich für verrückt erklären, aber ich erzähle es Ihnen trotzdem. Ich bin dafür, daß wir in den nächsten fünf bis zehn Jahren so etwas Ähnliches entwickeln wie „alternative Hochzeitsverträge“. Damit meine ich jetzt nicht, es muß in jedem Fall der Kirchgang sein, es muß das traditionelle Ritual stattfinden wie immer. Ich gehe einfach davon aus, daß die Entscheidung von zwei Menschen, über eine gewissen Zeit zumindest zusammen leben zu wollen, daß das allemal ein Fest und etwas Schönes wert ist, wie und in welcher Form das auch immer passiert.

Nun finde ich sehr wichtig, daß diese vorläufige Entscheidung, die ja, wie wir wissen, meistens sehr endlich ist, daß die auch beginnt mit einem wechsellvollen Vorschlag für beide Seiten, wie sie sich vorstellen, diese Macht und Arbeit zu teilen, und wie das denn aussehen könnte. Bitte jetzt nicht zu paragraphenhaft, die sollen nicht zum Rechtsanwalt gehen und nicht wie in Amerika schon schauen, wie der Bernstein aussieht und die Haushälfte und und und. Das genau meine ich nicht. Sondern ich meine, daß eine positive Zukunftsvision der beiden, wie sie das machen wollen, aufgeschrieben werden soll, so daß im Freundes- und Bekanntenkreis, auch in der Familie, klar wird, die wollen das so machen.

Warum komme ich auf so eine Idee? Da haben jetzt Studentinnen und Studenten eines Seminars den Versuch gemacht, achtzig Paare, die sich beim Standesamt anmeldeten, danach zu fragen, was sie denn bei der Frage der Arbeitsteilung miteinander verabredet haben, was sie machen, wenn sie einen guten Job kriegen, wenn das Kind dann möglicherweise kommt. Wie auch immer, ich brauche Ihnen auch nicht große Zahlenkolonnen vorzuführen. Ich kann das Ergebnis ziemlich klar resümieren: Ganz überwiegend hieß die Devise – vor dieser Entscheidung, Standesamt ist ja nicht ganz unwichtig,–: „Liebling, wir werden schon alles regeln.“ Das macht doch eigentlich sehr

fix darauf aufmerksam, daß, wenn die Frauen in diesem Geschlechterverhältnis, in dieser persönlichen Beziehung nicht sozusagen selbst ihre Schranken und Zumutbarkeiten fest einbauen, daß es dann nie klappt und daß das eigentlich die Voraussetzung dafür ist, daß Männer einen Lernprozeß überhaupt machen. Männer lernen doch nicht deshalb, weil sie Bücher lesen. Männer lernen doch nicht deshalb, weil man einen netten Talk darüber macht, wie das möglicherweise sein könnte. Männer lernen in aller Regel nur, wenn es weh tut, wenn die Zehenspitzen mindestens betreten sind. Sonst ereignet sich in diesem Fall gar nichts.

Das heißt also, egal, ob wir nun dieses Beispiel oder ein anderes nehmen, es ist die vehemente Bitte – auch an Sie! –, daß wir uns in den nächsten zehn Jahren mehr Formen, kulturelle Formen überlegen. Denn wir sind uns doch in diesem Raum relativ einig darüber, daß das kirchliche Ritual nun wirklich nicht das Spannendste ist, mal von den Buffets ganz abgesehen, also eigentlich ist der Verlust zum kirchlichen Ritual da. Ich finde, ein neues Ritual unter der Geschlechterperspektive anzugehen, ist jedenfalls eine ganz spannende Perspektive.

Das zweite, wenn ich gesagt habe, die Subjektseite ist wichtig, aber auch die Arbeitsplatzstrukturseite ist wichtig, dann haben wir auch lange überlegt, die Frauen zuerst: Wie kriegen wir es denn hin, daß bei der Frage der Arbeitsplatzstruktur und der Arbeitsteilung tatsächlich ein anderes Verhältnis zwischen Männern und Frauen entstehen wird? Nicht, weil wir etwa der Meinung sind, daß Frauen besser sind, sondern weil Frauen anders gucken, anders entscheiden, andere Optiken einbringen. Das ist das entscheidende, radikal demokratische, menschenrechtliche Argument dafür und nicht etwas anderes. Obwohl ich oft Zweifel habe, ob das bei den bestimmten Entwicklungen, die wir haben, den sozusagen nur männlich sozialisierten Männern einfallen wird. Also, die Automobilproduktion mit der Vorstellung, daß das Cockpit eines Autos eigentlich nur so auszusehen hat wie eine Boing 747, kann nur Männern einfallen. Es tut mir leid. Das heißt, daß die Struktur von

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

Technik und Innovation und Forschung mit ihrer männlichen Dominanz natürlich bestimmte Produkte und Produktionen bringt. Also, wie machen wir das mit der Arbeitsplatzstruktur? Da haben wir viel über Quoten gestritten. Ich bin nach wie vor dafür, diese Quotierungsstrategie, obwohl sie nur bescheidene Erfolge hat, auch weiterhin zu praktizieren. Aber ich finde es mindestens genauso wichtig, wenn nicht sogar wichtiger, sehr viel Kraft darauf zu verwenden, daß wir Arbeitsplatzstrukturen einrichten unterhalb der 100% Schwelle, auf 80%, 70% oder 60%, so daß es von den Einkommensverhältnissen her einigermaßen ertragbar ist. Wenn Sie sich jetzt mal den traditionellen Mann vorstellen in einer Verwaltung, und wir haben in der oberen und mittleren Ebene eine Abteilungsleiter- oder Referatsstelle, die haben sie nun von einer 100% Stelle auf eine 70% Stelle herabgestuft und gleichzeitig eine andere Arbeitsplatz- und Organisationsstruktur geschaffen. Dann kommt der im sonstigen Quotierungsverfahren leider relativ unbehelligte Mann ganz erheblich ins Schwitzen. Er kann aufsteigen und muß aber gleichzeitig Macht und Einfluß abgeben. Das würde dazu führen, daß viel mehr aufgebrochen wird. Das traditionelle männliche Aufrückverfahren in Verwaltungen und Betrieben kann nicht mehr ungebrochen bleiben, der Quereinstieg für Frauen ist möglich. Und was mir ganz besonders wichtig ist neben der Funktionalität gegenüber der Organisation, das ist, daß wir vorzeigen, daß auch andere Modelle von Verbindung von Arbeit, von klassischer Erwerbsarbeit, von Hausarbeit, von Erziehungsarbeit und sonstiger Arbeit überhaupt lebbar sind. Der Witz ist doch, daß das Argument der Männer immer so ungeheuer toll ist, weil sie für sich die Unentbehrlichkeit von sich selbst und ihrer Funktion reklamieren. Wir haben ja in einem traditionellen Land wie Israel und der Schweiz gemerkt, daß, wenn die Männer in Führungspositionen drei Monate nicht da sind wegen des Militärs, die Struktur mitnichten zusammengebrochen ist. Das heißt also, es wird sich in der Frage nur etwas ändern, wenn wir etwas Ähnliches schaffen wie einen

Entzug für Männer von Vollerwerbstätigkeit. Die lernen das nicht selbst.

Ich füge übrigens hinzu, daß Frauen, die in Führungspositionen einrücken, egal jetzt aus welchen Gründen, sich nicht anders verhalten. Ja, das hat seine Gründe, die wir hier nicht großartig erörtern wollen oder müssen. Aber ich finde es schon interessant, daß dann die Frage von anderer Struktur von Arbeit eigentlich auch sehr fix am Ende ist, was ich in vieler Hinsicht erklären kann. Also Veränderung der Arbeitsplatzstruktur, Vielfältigkeit der Struktur mit lebbareren anderen Modellen, das ist das Ziel.

Aber die weitere Entscheidung wird auf dem Arbeitsmarkt fallen, weil ökonomische Selbständigkeit die Voraussetzung für egalitäre Macht- und Arbeitsteilungen ist. Dazu will ich Ihnen einige Vorschläge machen:

1. 200.000 bis 300.000 Arbeitsplätze im öffentlichen Sektor durch Arbeitszeit- und Einkommensverteilung

Alle Beschäftigten des öffentlichen Dienstes, des halböffentlichen Dienstes, der Kirchen und Wohlfahrtsverbände nehmen Einkommenseinbußen in Kauf. Die oberen Gehaltsgruppen müssen auf 10% Gehalt verzichten und 10% weniger arbeiten. Die mittleren Gehaltsgruppen müssen auf 5% Gehalt verzichten und 5% weniger arbeiten. Die unteren Gehaltsgruppen erhalten den Inflationsausgleich. Damit können 200 000 bis 300 000 neue Arbeitsplätze geschaffen werden.

In der öffentlichen Debatte ist zumeist unbekannt, um welche Größenordnungen es sich bei dem hier angesprochenen Sektor handelt. 8 Mio. Menschen arbeiten im öffentlichen und halböffentlichen Dienst, bei Kirchen, Wohlfahrtsverbänden und Selbsthilfeorganisationen. Ca. 700 Mrd. DM werden jährlich für dieses Personal ausgegeben. Allein im engeren Bereich des öffentlichen Dienstes könnten ca. 17 bis 20 Mrd. DM eingespart und umverteilt werden, wenn „oben“ 10% und in den mittleren Gehaltsgruppen 5% umverteilt würden.

Nimmt man die anderen Bereiche hinzu, dann dürfte das Umverteilungsvolumen bei 25 Mrd. DM liegen. Davon wären mit leichter Hand 200 000 bis 300 000 neue Arbeitsplätze zu schaffen. Eine solche solidarische Anstrengung wäre erreichbar, ohne daß sich die Arbeits- und Lebensbedingungen von Amsträten, Pfarrern, Richtern und Hochschullehrern dramatisch ändern müßten. Die öffentlichen Arbeitgeber könnten dabei eine beschäftigungspolitische Offensive für sich verbuchen, die Gewerkschaften könnten sich allerdings nur darauf einlassen, wenn durch Tarifverträge eine Kontrolle der tatsächlich zu schaffenden Arbeitsplätze garantiert werden kann (Große gemischte Tarifkommission). Schließlich wäre diese Umverteilung ein Angebot gerade an die jüngere Generation, die dann nicht mehr durch Personaleinsparungen abgeblockt würde. Wie wird nun dieser Vorschlag in der Bevölkerung akzeptiert? Zunächst sprechen ja alle Vorurteile und Vermutungen dagegen. Das Bild vom besitzstandsdenkenden Betonbewußtsein sitzt tief. Um so überraschender ist der Befund:

64% halten den Vorschlag für geeignet, nur 24% sind dagegen und 12% unentschlossen. Die Zustimmungsraten variieren nur unwesentlich bei Männern und Frauen, Jungen und Alten, Ost- und Westdeutschen, nach Schulabschlüssen und jeweiliger Erwerbstätigkeit. Ein Hauch von Sensation ist aber, daß 73% der im öffentlichen Dienst tätigen und 69% der Gewerkschaftsmitglieder den Vorschlag für geeignet halten. Die Zuspitzung sei deshalb erlaubt, daß öffentliche Arbeitgeber und Gewerkschaften offensichtlich nicht wissen, ob andere Tarifverhandlungsstrategien mehrheitsfähig sein könnten, ja daß sie solche Meinungsbildungen schlicht ignorieren. Die Ignoranz der Macht ist unübersehbar, die solidarische Sensibilität der Umverteilung zumindest plausibel. Bei denjenigen, die den Vorschlag für geeignet halten, erwarten 17% Unterstützung von der CDU/CSU, 48% von der SPD; allen anderen Parteien wird so gut wie nichts zugetraut. 68% der SPD-Anhänger, 46% der CDU/CSU-Anhänger und 42% der Anhänger von FDP und Bündnis 90/Die

Grünen erwarten von ihren Parteien dringlich entsprechende Vorschläge – ein Indiz dafür, daß der Vorschlag partei- und koalitionsübergreifend realisiert werden könnte. Daß die Kirchen hier immer noch defensiv bleiben, nicht selbst zum glaubwürdigen Herausforderer für die Tarifparteien werden, gehört auch zu den Mosaiksteinen der Komplizenschaft.

2. Steuerbürgerinnen und Steuerbürger schaffen selbst 500.000 neue Arbeitsplätze

Steuerzahler können, statt Lohn- und Einkommensteuer zu zahlen, dieses Geld für die Schaffung von Arbeitsplätzen einsetzen. Ein oder mehrere Steuerzahler überlegen, ob in ihrem Arbeitsumfeld sinnvolle Arbeit getan werden kann. Ist dies der Fall, wird ein tariflich bezahlter Arbeitsplatz eingerichtet, und die Steuerzahler lassen sich dann beim Finanzamt den Betrag gutschreiben, den sie für den neuen Arbeitsplatz ausgeben. In einer Änderung des Einkommensteuergesetzes (§34h EStG) wäre demnach zu verankern, daß sich für Steuerpflichtige, die Arbeitsplätze schaffen, die Einkommensteuer ermäßigt: im ersten Jahr um 100% und im zweiten Jahr um 80% des Bruttolohns für den Arbeitsplatz. Der Grundgedanke für diesen Vorschlag ist simpel: Viele Steuerbürgerinnen und Steuerbürger haben sehr wohl eine genaue Vorstellung davon, ob und wie in ihren beruflichen, persönlichen oder stadtteilbezogenen Arbeitszusammenhängen neue Arbeitsplätze entstehen könnten (private Dienstleistungen, Betreuung von Kindern und alten Menschen etc.). Solche Vorstellungen scheitern an mangelnder Marktfähigkeit und Bezahlbarkeit und am bürokratischen Aufwand. Mit dem skizzierten Vorschlag kommt jedoch eine Bewegungsdynamik in Gang, über die größere bürokratisch strukturierte Organisationen nur in Ausnahmefällen verfügen. Die Steuerzahler werden an der Verantwortung für die Schaffung von Arbeitsplätzen beteiligt, sie können eigene Nutzenkalküle realisieren und stiften einen persönlichen und arbeitsrechtlichen Zusammenhang, der für Arbeitslose in der Regel von großem Vorteil

sein kann. Die arbeitsplatzschaffende Mündigkeit der Steuerzahler wird zur Herausforderung. Natürlich würden so auch Dienstmädchen angestellt, aber das Steuerprivileg könnte auch von normalen Steuerzahlern für vielfältige Tätigkeiten genutzt werden. Der Vorschlag, die Einkommensteuerermäßigung mit neuen Arbeitsplätzen zu koppeln, bezieht seine Legitimation auch daraus, daß andere Einkommensteuerermäßigungen gewährt werden, über deren gesellschaftliche Produktivität wahrlich gestritten werden kann (z. B. nicht selbst benutzte Eigentumswohnungen). Arbeitsplätze zu schaffen könnte zu einer qualitativ anderen Reputation von Steuerermäßigungen führen.

Der Vorschlag ist auch eine Mißtrauenserklärung an den riesigen Umverteilungsapparat von Politik und Verwaltung. Wenn die Bundesanstalt für Arbeit über 80 Mrd. DM jährlich an passiven Geldern auszahlt, ohne damit neue Arbeitsplätze zu schaffen oder anzuregen, dann ist das auch der bürokratische Bankrott einer verwalteten Arbeitsmarktpolitik. Natürlich werden mit diesem Vorschlag die Staatseinnahmen erheblich eingeschränkt – auf der anderen Seite können aber auch Ausgaben gekürzt werden (Bundesanstalt für Arbeit etc.). Der Vorschlag könnte aufkommensneutral gestaltet werden. Natürlich ist über die Vermeidung von Mißbrauch nachzudenken (Förderung bestimmter Tätigkeiten, Kumulierungsverbot, keine Privilegierung der Privilegierten etc.), natürlich müßten Bund, Länder und Gemeinden einen Aushandlungs-prozeß für die Veränderung der Einnahmenstruktur schaffen. Das schränkt aber die grundsätzliche Praktikabilität nicht ein. In der Repräsentativbefragung trifft der Steuervorschlag auf eine brauchbare Akzeptanz. 43% halten ihn für geeignet, 41% für ungeeignet, 15% wissen damit nicht so recht etwas anzufangen. Ungleich mehr Akzeptanz gibt es in Westdeutschland bei den Jüngeren und unter den Anhängern von Bündnis 90/Die Grünen. Die Befürworter des Vorschlags hoffen erneut auf die SPD (48%), weniger auf CDU/CSU (12%) und FDP (5%),

wenn sie nach den Umsetzungsträgern gefragt werden. Die Befragten scheinen zumindest eine erste konkrete Vorstellung von den Bereichen zu haben, wo ein solches Modell fruchtbar sein könnte (Umwelt, Dienstleistungen, soziale Bereiche, Handwerk, Pflegebereich).

3. Eine Million Arbeitsplätze auf Kredit

Alle Erwerbslosen, die länger als drei Monate arbeitslos sind, können bei jeder Bank einen Arbeitsplatzkredit über drei Jahre für eine abhängige oder selbständige Beschäftigungsposition erhalten. Sie handeln vorher einen normalen Arbeitsvertrag aus oder entwickeln ein genehmigungsfähiges Konzept für eine Existenzgründung – und die Bank kommt zunächst für die Lohn- und Gehaltszahlung auf.

Ein solches Programm ist für ganz unterschiedliche Arbeits-, Qualifikations- und Lebenslagen attraktiv:

- Jugendlichen bietet sich die Chance, eine Musikgruppe, einen Mädchen- und Jugendtreff, eine Werkstatt, einfache Stadtreparaturarbeiten oder Selbsthilfeprojekte aufzubauen.
- Frauen, die zur Ehrenamtlichkeit und Hausarbeit gezwungen werden, haben ein Spektrum von Möglichkeiten, existenzgründende, soziale, kulturelle und nachbarschaftliche Tätigkeiten in Beschäftigungsverhältnisse zu verwandeln.
- Existenzgründungen, die bisher an den oft restriktiven Bedingungen der Banken scheiterten, könnten zu einem Teil jetzt realisiert werden (Low-budget- Hotels und Pensionen, Ökonomisierung von Kulturleistungen etc.).
- Ehemalige betriebsbezogene Infrastrukturleistungen in der ehemaligen DDR (Kindergärten) könnten erneut aufgebaut werden.
- Auslaufende ABM-Programme mit einem gesellschaftlich unabweisbaren Bedarf (z. B. Umweltsanierung) wären mit einem solchen Projekt an-schlußfähig.

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

- Die „gebrochene Gruppe der 50- bis 58jährigen“ könnte mit einer identitätsstiftenden Arbeit in den Ruhestand gleiten und müßte sich nicht mehr als weggeworfen betrachten.
- Notwendige öffentliche und halböffentliche Dienstleistungen könnten wegen der Entlastung der öffentlichen Kassen um- und aufgebaut werden (Frauzentren, Öffnung von Kultureinrichtungen, Fremdenverkehrsinfrastruktur der Kommunen und der Regionen etc.).

Die Banken berechnen einen jährlichen, an den Existenzgründungsdarlehen angelehnten Zins von 7% und erhalten spätestens nach drei Jahren von der staatlichen Seite die fehlende Zinsmarge von jeweils 3%. Ein Kredit von 100 000 DM könnte mit einer konstanten monatlichen Tilgung von 417 DM in 240 Monaten und einem steigenden Zinssatz von 0% im 1. bis 3. Jahr bis 9,5% im 7. bis 20. Jahr zurückgezahlt werden, um erdrückende Belastungen nach hinten zu verschieben.

Die individuelle Verschuldung würde sich dadurch vermindern, daß die Arbeitgeber nach dem 3. Jahr 35% der Tilgungsrate übernehmen. Andere Zuschüsse (Land, Europäischer Sozialfonds u.a.) könnten die Schuldenlast noch weiter reduzieren. Das würde auch individuelle Verschuldungszeiten bis zu drei Jahren vertretbar erscheinen lassen. Das Gehalt wird nach den Tarifabschlüssen oder anhand vergleichbarer Beschäftigungspositionen festgelegt.

Selbständige können ihr Gehalt allein oder mit mehreren Personen kapitalisieren, um Existenzgründungen unkompliziert zu erleichtern. Die mitgebrachten Gehälter erhöhen ihrerseits die Liquidität der Unternehmen. Die Bezieher haben den Vorteil des vollen Gehalts und des Ausstiegs aus der Sozial- und Arbeitslosenhilfe.

Wie wir merken, Geschlechterfragen und Arbeitsmarktfragen hängen direkt zusammen – und gehören zum Reich des Möglichen, das wir rasant angehen müssen.

Sie fragen sich jetzt natürlich, was ist von den Männern in der Hinsicht zu erwarten, daß solche Ideen vorangetrieben werden können?

Die Beobachtung ist die, daß die Männer nicht genug unter der jetzigen Situation leiden, und die Frauen sie nicht genug leiden lassen – nicht genug Druck machen. Ich meine, daß dieser Druck nach wie vor relativ sanft ist und daß Männer über die Gabe verfügen, auch ein etwas brodelndes Deckelchen sehr wohl wieder etwas zur Ruhe zu stellen. Solange die Verkaufszahlen der Schmuckindustrie nicht drastisch sinken, sind die Korruptionsmöglichkeiten doch noch erheblich groß. Das heißt, wir Männer müssen uns mehr als bisher aufmachen, unsere Männer selbst unter Druck zu setzen, was schwierig ist.

Es tut mir leid. Es ging nicht besser für die Männer, aber auch nicht für die Frauen.

Uta Meier

Familie ist, wo Kinder sind!

Familienpolitik in Daten und Fakten

Mütter mit Kindern verfügen hierzulande ebenso wie engagierte VertreterInnen von Familien- oder frauenpolitischen Verbänden über desillusionierende Erfahrungen angesichts der Diskrepanz zwischen den vielfältigen offiziellen Verlautbarungen von Politikern, Wirtschaftsfunktionären und Medienkönigen über die hohe gesellschaftliche Bedeutung der Familie und ihrer de facto sträflichen Vernachlässigung in der politischen Entscheidungsfindung. Daran haben solche Ereignisse wie das Internationale Jahr der Familie prinzipiell nichts zu verändern vermocht, wiewohl es 1994 – wie Sie sich erinnern werden – wahrlich keinen Mangel an familienbezogenen Veranstaltungen gegeben hat.

Soweit derartige Zusammenkünfte als eine ernst genommene Gelegenheit genutzt worden sind, für die vielfältigen, vornehmlich von Frauen erbrachten Leistungen in der Familie zu sensibilisieren bzw. jene tagtäglichen Zumutungen verstärkt zum Thema zu machen, denen vornehmlich die Mütter beim Großziehen ihres Nachwuchses in der bundesrepublikanischen Leistungsgesellschaft ausgesetzt sind, war das durchaus zu begrüßen. Es galt, solche Chancen zu nutzen und es nicht bei den üblichen Veranstaltungen mit Sonntagsrede und Kinderchor zu belassen und schon gar nicht bei Selbstdarstellungsversuchen von Politikern unter wahltaktischen Erwägungen.

Denn am Ende bleibt die Frage, was derartige Veranstaltungen an zukunftsweisenden Impulsen und last but not least an realen Verbesserungen für den Alltag von Müttern, Vätern und Kindern eigentlich gebracht haben.

Die Fakten sind im Grunde genommen hinlänglich bekannt. Der 5. Familienbericht der Bundesrepublik, erstellt von einer hochkarätigen Sachverständigenkommission, ebenso wie vielfältige wissenschaftliche Studien zur sozialen Lage von Frauen und

Alleinerziehenden haben detailliert aufgezeigt, daß es mannigfaltige strukturelle Benachteiligungen und Rücksichtslosigkeiten in Wirtschaft und Gesellschaft gegenüber dem Alltagsleben mit Kindern und den Alltagsbedürfnissen von Familien gibt.

Das Leben mit Kindern ist in der Bundesrepublik Deutschland zu einer gewagten Unternehmung, zu einem Armutsrisiko geworden. Diejenigen, die sich auf diesen Lebensentwurf einlassen und nicht zu den privilegierten gesellschaftlichen Gruppen gehören, handeln sich mit ihrer Entscheidung für Kinder evidente Nachteile für den aktuellen Lebensstandard, für ihre beruflichen Perspektiven und ihre Alterssicherung ein.

Diese traurige Bilanz ist von höchstrichterlicher Instanz bestätigt worden. Das Bundesverfassungsgericht hat in seinen Familienurteil von 1992 unmißverständlich zum Ausdruck gebracht, daß der Gesetzgeber den im Grundgesetz verankerten Schutzauftrag für die Familien „bisher nur unvollkommen erfüllt“ hat. Es hat ihn beauftragt, die Benachteiligungen der Familien im Familienausgleich und im Rentenrecht mit jedem Reformschritt des Sozialstaats abzubauen. Das Bundesverfassungsgericht betonte ausdrücklich, daß die Bereitstellung von familiengerechtem Wohnraum, von Ausbildungs- und Erwerbsarbeitsplätzen für junge Eltern bzw. von Kinderbetreuungsmöglichkeiten als Maßnahmen des präventiven Lebensschutzes einzustufen und auch dann in Rechnung zu stellen seien, wenn staatliche Leistungen angesichts knapper Mittel überprüft werden müßten. Seither stöhnen Politiker in Bund, Ländern und Gemeinden unter der – wie sie es nennen – „Karlsruher Fuchtel“ und stellen sich damit ein Armutszeugnis aus.

WissenschaftlerInnen ebenso wie auch VertreterInnen von Familien- und Frauenverbänden wissen aus ihrer beruflichen und ehrenamtlichen Praxis, daß die Familie ein Ort ist, an dem Daseinskompetenzen vermittelt, Selbstvertrauen, aber auch Bindungs- und Konfliktfähigkeit erworben werden können. Und sie wissen, was es bedeutet, wenn die Rahmenbedingungen für

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

eine gelingende Sozialisation für Kinder und die sie betreuenden Personen fehlen. Es ist kurzsichtig, wenn Politiker verdrängen, daß eine Verschlechterung der Bedingungen für das Aufwachsen von Kindern die Gesellschaft an anderer Stelle – allenfalls zeitlich verschoben – teuer zu stehen kommt.

Es gibt keinen Zweifel. Die Gesellschaft ist auf familiäre „Basisleistungen“ angewiesen. Sie sind für eine Kultur und friedvolles Zusammenleben essentiell und nicht zum Nulltarif zu haben, wie es Bundeskanzler Adenauer einst offensichtlich meinte.

1957 wurde im Vorfeld der Entscheidung über die Einführung der Rentenversicherung – jenem berühmten Generationsvertrag zwischen der mittleren (erwerbsfähigen) Generation und der älteren Generation – zugleich auch über das Für und Wider der Einbeziehung der jungen Generation debattiert.

Seinerzeit plädierten eine Reihe von PolitikerInnen und WissenschaftlerInnen für die Einführung einer „Kinderkasse“. Das hätte bedeutet, daß aus der Sozialversicherung nicht nur Rentner bezahlt worden wären, sondern auch Kinder als künftige „Leistungsträger“ der Gesellschaft bzw. die sie betreuenden Personen unterstützt würden. Adenauer verurteilte damals diesen Vorschlag unter Hinweis darauf, daß die Leute immer Kinder bekämen und man sie folglich nicht dafür zu bezahlen brauchte. Durch diesen Akt patriarchaler Definitionsmacht wurde die Geringschätzung der ganz überwiegend von Frauen erbrachten Haus- und Familienarbeit strukturell festgeschrieben, was mit fatalen Langzeitwirkungen bis zum heutigen Tag verbunden ist.

Im übrigen hat auch Helga Schmucker, Inhaberin des ersten Lehrstuhls für Wirtschaftslehre des Privathaushalts und Verbraucherforschung der Justus-Liebig-Universität Gießen, seinerzeit ganz vehement und gestützt auf wissenschaftlich abgesicherte Argumente für die Einführung einer Kinderkasse votiert. Nicht erst seit heute wissen wir, daß der Glaube an die „Naturhaftigkeit des Kinderkriegens“ ein fataler Irrtum war. Die Zunahme von

Kinderlosigkeit im Westen Deutschlands wegen der völlig unzulänglichen Rahmenbedingungen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, der dramatische Geburtenrückgang in Ostdeutschland, ein Familienausgleich, der real keiner ist, sowie die fehlende Anerkennung der von Müttern erbrachten Versorgungs-, Betreuungs- und Erziehungsleistungen haben zu einer dramatischen Benachteiligung jener Bevölkerungsgruppen geführt, die sich für ein Leben mit Kinder(n) entscheiden, aber nicht zu den Spitzenverdienern gehören.

Dieser gesellschaftlich unhaltbare Zustand geht zu einem Gutteil auf das Konto der damaligen Entscheidung zurück, die junge Generation nicht in den Generationsvertrag einzubinden und die Familienarbeit unentgeltlich und als „Privatsache“ den Müttern zu überlassen. Kinder zu haben wurde zur Privatsache erklärt, was der Aufkündigung einer gesellschaftlichen Verantwortung für die nachwachsende Generation gleichkam. Die Privatisierung der Kinderfrage wurde in den folgenden Jahrzehnten mit deutscher Gründlichkeit und im großen Stil betrieben.

Geringfügige Kindergelderhöhungen und -zuschläge für Eltern aus den unteren Einkommensschichten, die partielle Anerkennung von Kinderbetreuungszeiten in der Alterssicherung und die Einführung des Erziehungsgeldes haben das Dilemma bis heute jedenfalls kaum vermindert. Experten haben zudem errechnet, daß von 40-60 Milliarden Mark, die aus der Besteuerung der Unterhaltskosten für Kinder resultieren, im Jahr 1993 allein 36 Milliarden Mark an die Familien in Form von Kinder- und Erziehungsgeld zurückgeflossen sind. Noch deutlicher gesagt:

Es sind Familien selbst, die die familienrelevanten Ausgaben aus der eigenen Tasche zahlen. Wir haben es hier mit einem typischen „In-sich-Transfer“ der Familien zu tun, wohingegen die Einkommen kinderloser Gesellschaftsmitglieder unberührt bleiben.

Dieser verfassungswidrige Zustand muß beendet werden. Damit Kinder nicht länger ein „Armutrisiko“ darstellen, ist eine

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

familienpolitische Strukturreform längst überfällig. Franz Xaver Kaufmann, stellvertretender Vorsitzender der Sachverständigenkommission des 5. Familienberichts, hat dieser Aufgabe einen der Arbeiterfrage im 19. Jahrhundert durchaus vergleichbaren Stellenwert zugemessen.

Es geht also wesentlich darum, daß die Lebensqualität von Kindern und jener Personen, die sich ihrer Betreuung und Erziehung widmen, zum Kernstück des Gesellschaftsvertrages am Ausgang des 20. Jahrhunderts werden muß. Davon sind wir derzeit allerdings weit entfernt. Armutsberichte bundesdeutscher Großstädte registrieren eine erschreckende Zunahme von Armut unter Kindern und Jugendlichen. Der Deutsche Kinderschutzbund hat festgestellt, daß jedes 7. Kind in Deutschland in Armut lebt, in Ostdeutschland ist es sogar jedes 5. Kind, d.h. diese Kinder wachsen in Haushalten auf, deren Einkommen unterhalb der Einkommenssteuerbemessungsgrenze liegt. Seit 1986 werden in der Sozialhilfestatistik detaillierte Angaben über einzelne Altersjahrgänge erhoben. Im Durchschnitt der Bevölkerung verzeichnen wir zwischen 1986 und 1991 in der Bundesrepublik Deutschland eine Zuwachsrate der Sozialhilfeabhängigkeit von ca. 24%, bei denen 18jährigen lag sie bei 33,7%, bei den unter 7jährigen bei 56,5% und bei denen unter 2jährigen sogar bei 80%.

Dem Münchener Armutsbericht war schon 1991 zu entnehmen, daß 35% aller Bewohner von städtischen Notunterkünften in der süddeutschen Hochglanzmetropole jünger als 18 Jahre alt sind. Das heißt, Kinder sind heute im Vergleich zu vielen anderen sozialen Gruppen überproportional von Armut betroffen. Bedenkt man, daß Sozialhilfeverläufe wesentlich von familialen Rahmenbedingungen und dem häuslichen Anregungspotential abhängen, also auch von den Wohnbedingungen und den finanziellen Spielräumen der Eltern, so ist es kein übertriebener Pessimismus festzustellen, daß sich die in diesem Alter erzeugten Defizite im Fortgang der Biographie eher verstärken als reduzieren. Das betrifft die Bereiche von

Bildung, Ernährung, Gesundheitsversorgung und Wohnen.

Diese Prognose stützt sich auf die Erkenntnis, daß die Herkunftsfamilie nach wie vor den vergleichsweise nachhaltigsten Einfluß auf die späteren Berufs- und Lebenswege von Kindern ausübt.

Vergegenwärtigen wir uns zudem, daß hier die Rede ist von einem Land, in dem ohnehin vergleichsweise niedrige Geburtenzahlen registriert werden, so wird ganz offensichtlich, daß in den vergangenen Jahrzehnten – bei relativ guter Konjunkturlage – die Chancen politisch vertan worden sind, gesellschaftliche Verhältnisse so umzugestalten, daß sie das Gütesiegel „kinderfreundlich“ verdienen.

Angesichts der derzeit gültigen gesetzlichen Regelungen und dem politisch gewollten Defizit an öffentlichen Infrastrukturen für Kindern rechnet sich das „Ja“ zu Kindern zunehmend weniger. Hauswirtschaftlich gründlich abgesicherte Schätzungen belegen beispielsweise, daß sich Frauen mit Hochschulabschluß nach Geburt eines Kindes bei einer angenommenen 10jährigen Familienpause (und zwar unter Berücksichtigung aller Transferleistungen wie Erziehungs- und Kindergeld) Einkommenseinbußen in Höhe von ca. 35% ihres erwartbaren Lebenseinkommens einhandeln. Bei Frauen mit Hauptschulabschluß liegt dieser Anteil immerhin noch bei 29%.

Diese Tatsache sowie der Zwang zu größtenteils längerfristigen Berufsunterbrechungen infolge fehlender bzw. nur stundenweise geöffneter Kinderbetreuungseinrichtungen führen immer häufiger zum Verzicht auf die Geburt von Kindern, obwohl viele Untersuchungen in Ost und West andererseits immer wieder belegen, daß junge Frauen zwischen 16 und 20 Jahren nahezu durchgängig einen doppelten Lebensentwurf zwischen Familie mit Kind(ern) und Beruf anvisieren. Das heißt, erst zu einem späteren Zeitpunkt, wenn Erfahrungen mit den Schwierigkeiten der Realisierung von Lebensmodellen mit Kind und Beruf konkret vor Augen stehen, korrigieren sie ihren Kinderwunsch „nach

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

unten" oder verzichten überhaupt auf Kinder. Sie entziehen sich auf diesem Wege den familienpolitisch abgestützten Domestizierungsversuchen ganz entschieden.

Zugleich heißt es aber auch, daß sie oftmals von ihren ursprünglich ganzheitlichen Lebensplänen abweichen, indem sie sich für Beruf oder für Kinder entscheiden.

Frauen, die sich dennoch für Familie und Kind(er) entscheiden, müssen erleben, daß ihre Arbeit in der Familie keine gesellschaftliche Anerkennung erfährt, und wenn sie ins Berufsleben zurückwollen, wird ihnen ein „unterbrechungsbedingter Humankapitalverlust“, wie es so schön in der Sprache der MikroökonomInnen heißt, attestiert, anstatt, daß die in der Familienphase erworbenen Qualifikationen auch in der Erwerbssphäre anerkannt werden.

Doch selbst das Hinauszögern von Schwangerschaften bis ins dritte Lebensjahrzehnt bringt eine Vielzahl von Problemen mit sich, wie GynäkologInnen betonen. Denn mit jedem zusätzlichen Lebensjahr erhöht sich dann für eine Frau das Risiko, kein Kind mehr zu bekommen zu können. Die Gesellschaft müßte folglich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung für die kommende Generation auch durch die Bereitstellung entsprechender Rahmenbedingungen der Vereinbarkeit von Berufsausbildung und Kind, Beruf und Familie zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr gerecht werden. Die Paradoxie der gegenwärtigen Entwicklung liegt darin, daß Frauen einerseits diese Bedingungen vorenthalten, andererseits aber Unsummen von Forschungsgeldern für neue Reproduktionstechnologien ausgegeben werden, um Frauen jenseits der fünfunddreißig dann doch noch zur Realisierung ihres Kinderwunsches zu verhelfen.

Ein anderer Aspekt, der damit in Zusammenhang steht, den man als den zweiten demographischen Übergang bezeichnet, ist der folgende: Seit Mitte der 60er Jahre bis Mitte der 70er Jahre beobachten wir deutlich abnehmende Geburtenzahlen, eine rückläufige

Heiratsneigung und wachsende Scheidungshäufigkeit. Diese Prozesse bewirken eine Deinstitutionalisierung der Kernfamilie, bestehend aus dem Vater, der Mutter in der Rolle der Hausfrau und von zwei und mehr Kindern. Demnach gibt es einen erheblichen Plausibilitätsverlust des Lebens mit Partner bzw. Partnerin und Kindern als dem Normalzustand im Verlauf eines Normallebenslaufs der erwachsenen Bevölkerung.

Differenziert man nach der Kinderzahl, so zeigt sich, daß das Zweitkind für eine Frau in der Regel die Entscheidung zwischen dem Beruf oder der Existenz als Familienhausfrau bedeutet. Im Ergebnis dieser Entwicklung konstatieren wir, daß Familien, in denen beide Elternteile und unmündige Kinder zusammenleben, heute – auf alle Haushalte zusammen bezogen – nur noch eine Minderheit darstellen. Daneben finden wir andere Lebensformen wie Singles, kinderlose Ehepaare oder auch Alleinerziehende mit Kindern. Diese Entwicklung wird in der sozialwissenschaftlichen Literatur sehr häufig mit den Begriffen von Pluralisierung charakterisiert, und zwar meist in einem Sinne, als wäre jetzt ein Zustand von „alles ist möglich“ erreicht. Eine Einschätzung, die häufig verbunden wird mit der Überschätzung der Variabilität privater Lebensformen. Was heißt das?

Empirische Analysen zum Wandel von Familienformen bei 25-44-jährigen haben in den Altbundesländern ganz eindeutig ergeben, daß von einer Pluralisierung der Lebensformen, von erweiterten gesellschaftlichen Spielräumen und Optionen lediglich dort die Rede sein kann, wo auf Kinder verzichtet wird. Demgegenüber organisiert sich der insgesamt schrumpfende Familiensektor nach wie vor ausgesprochen traditionell, d.h. der Vater ist berufstätig und die Frau ist Hausfrau, was bei den heute geltenden familienpolitischen Regelungen auf eine Kumulation von alten und neuen Ungleichheiten hinausläuft. Es sind nämlich vornehmlich die sozialen Unterschichten, die zu den Trägern von traditionellen Lebensformen werden, und sie sind es auch, die von den Versäumnissen der

bundesrepublikanischen Familienpolitik unter Einschluß des Mangels an wirksamen Konzepten zur Vereinbarung von Beruf und Familie am nachhaltigsten betroffen sind.

Gleichzeitig wirken schichtspezifische Unterschiede, etwa im Hinblick auf die – häufig notgedrungen – individuellen Lösungen der Kinderbetreuung infolge infrastruktureller Defizite. Während Hochschulabsolventinnen aufgrund ihrer vergleichsweise größeren finanziellen Ressourcen immerhin noch Zugriff auf eine Tagesmutter oder auf Elterninitiativen haben, scheidet dieses individuelle Arrangement der familienergänzenden Kinderbetreuung bei Industriearbeiterinnen oder Sachbearbeiterinnen oft schon allein aus finanziellen Gründen aus. Von daher ist eine einseitige Favorisierung von Privat- und Selbsthilfeinitiativen nach meiner Einschätzung fehl am Platz. Vielmehr braucht es eine plurale, kindbezogene Infrastruktur, in der auch verlässliche öffentliche Betreuungsmöglichkeiten verfügbar sind.

Wir müssen klar einschätzen, daß der Zugang zu Einkommen und Wohlstand in der bundesrepublikanischen Gesellschaft nach wie vor ganz essentiell an eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit in der Biographie gebunden ist. Sie ist ein zentrales Merkmal der Einbindung von Familienhaushalten in die soziale Umwelt. Die soziale Integration ihrer Mitglieder ist nach wie vor wesentlich an den Zugang der Erwerbsarbeit geknüpft. Das bedeutet anders herum, daß diejenigen, die aus den verschiedensten Gründen nicht in das Erwerbssystem einmünden können, im Grunde genommen ausgeschlossen werden von Wohlstand und Einkommen in der Gesellschaft.

Bei Familien mit Kindern bei nur einem Einkommen – ganz egal, ob sie verheiratet oder unverheiratet zusammenleben – ist trotz des Familienlastenausgleichs und des monatlichen Kindergeldes festzustellen, daß diese Familien hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Lage, hinsichtlich der Wohnraumversorgung und des Lebensstandards benachteiligt sind. Diese Probleme verschärfen sich bei alleinerziehenden Müttern mit ihren Kindern, zumal

Lebensformen jenseits des traditionellen Kernfamilienmodells hierzulande sozialpolitisch schlechter gestellt sind. Während in den skandinavischen Gesellschaften die Zunahmen von Ein-Eltern-Familien als eigenständige Lebensform akzeptiert und vergleichsweise generös in das soziale Sicherungssystem aufgenommen wurde und auf diesem Wege das Zugangs- bzw. Verbleibsrisiko dieser Bevölkerungsgruppe in Armutslagen nachweislich verringert wurde, führt die relative „Privilegierung der Normalfamilie“ in der Bundesrepublik Deutschland zu einer besonders ausgeprägten Diskriminierung Alleinerziehender und ihrer Kinder.

Die Standards auf den Güter- und Wohnungsmärkten werden heute von den kinderlosen Haushalten mit zwei Einkommen bestimmt.

Wir wissen, daß die Berufstätigkeit von Müttern nach wie vor schwierig ist bzw. aufgrund der Verknappung von bezahlter Erwerbsarbeit auch in der Zukunft schwieriger wird und Kinder zugleich als Privatsache gelten. Von daher überrascht es im Grunde genommen nicht, daß in den Altbundesländern Großmütter immer noch die wichtigste sozialpolitische Institution zur Betreuung von Kleinkindern sind. Viele Mütter, die auf solche privaten Arrangements nicht zurückgreifen können, sind notgedrungen Hausfrauen.

So zeigt die erste gesamtdeutsche Analyse zur Kinderbetreuung in Deutschland, daß von den derzeit wegen der Kinderbetreuung nicht berufstätigen Müttern nur ganze 7% auch in Zukunft Hausfrau bleiben wollen, alle anderen streben in irgendeiner Form in das Erwerbssystem zurück. Betrachtet man diese Untersuchungsergebnisse, dann ist es richtig festzustellen, daß die „Patchworkbiographien“ von Frauen, also die Unterbrechungen in ihrem Biographieverlauf (die verschiedenen Phasen der Rückkehr in das Erwerbssystem und des Wiederausstiegs) keineswegs als Ausdruck ihrer ungestillten Experimentierfreude oder gar als selbstbestimmte Lebensmuster zu deuten sind, sondern größtenteils eine Folge ihrer Auseinandersetzung und ihrer Arrangements

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

mit den strukturellen Barrieren darstellen, die sie hierzulande vorfinden.

Es wäre folglich vonnöten, diese veränderten Lebensentwürfe und Alltagsrealitäten zu akzeptieren, anstatt dem bürgerlichen Familienideal nachzutruern. Eine zeitgemäße Familienpolitik muß sich demnach an den Bedingungen für Alleinerziehende, an Scheidung und Wiederverheiratung ebenso orientieren wie an den heutigen Lebensumständen verheirateter Eltern.

Eine zukunftsorientierte Familienpolitik muß eine Politik für Kinder und die sie betreuenden Personen sein.

Faßt man diese Ergebnisse zusammen, so ist es zutreffend festzustellen, daß die Bundesrepublik im Hinblick auf die institutionelle Trennung von Familie und Beruf, im Hinblick auf die Verweigerung der öffentlichen Finanzierung außerhäuslicher Kinderbetreuungsangebote wie auch anderer familienbezogener Dienstleistungen und schließlich aufgrund der engen Anbindung sozialpolitischer Leistungen an den männlichen Familiernährer ein bemerkenswert konservatives Land ist.

Darüber hinaus ist die Bilanz der im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten in den Jahren 1980 bis 1995 erfolgten Kürzungen familienpolitischer Leistungen im wahrsten Sinne des Wortes niederschmetternd.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien genannt:

1. Der Wegfall des Kinderbetreuungs-freibetrages in den Jahren 1983 und 1984
2. Die Halbierung der Ausbildungs-freibeträge für die Jahre 1984 und 1985 und die Absenkung auf zwei Drittel gegenüber dem Niveau von 1983 in den Jahren 1986 und 1987
3. Die Umstellung der Ausbildungs-förderung von Zuschüssen auf Darlehen in den Jahren 1984 bis 1989
4. Die Verringerung des Kindergeldes für das zweite und das dritte Kind 1982 und 1983

5. Die Kürzung des Mutterschafts-urlaubsgeldes von maximal 750,- DM monatlich auf maximal 510,- DM für die Jahre 1983 bis 1985
6. Der Wegfall der Kindergeldzuschüsse bei den Neurenten ab 01.01.1984 und ihre Ersetzung durch das (niedrigere) Kindergeld
7. Die Abschmelzung des Kindergeldes bis auf die Sockelbeträge für das zweite und jedes weitere Kind in den Jahren 1983 bis 1995. Je 480,- DM, die das jährliche Einkommen für Verheiratete von 26.000,- DM plus 9.200,- DM für jedes Kind und für andere Bezugsberechtigte von 19.000,- DM plus 9.200,- DM für jedes Kind überstieg, wurde das Kindergeld um je DM 20,- gekürzt
8. Die Streichung der kindbezogenen Erhöhungen der Einkommensgrenzen (1800,- DM pro Kind) im Rahmen der Förderung der Vermögensbildung auf der Grundlage des 5. Vermögensbildungsgesetzes ab 1990
9. Kürzungen des Arbeitslosen-, des Übergangs- und des Unterhaltsgelds sowie der Arbeitslosenhilfe, von denen auch die Familien betroffen wurden
10. Der Wegfall des Anspruchs auf Erziehungsgeld, wenn das Jahreseinkommen Verheirateter 100.000,- DM und das Lediger DM 75.000,- übersteigt
11. Die Halbierung der Kindergeldsockelbeträge auf 70,- DM bei Familien mit drei und mehr Kindern, wenn das Jahresnettoeinkommen 100.000,- DM bei Verheirateten und 75.000,- DM bei Ledigen überstieg, in den Jahren 1992 bis 1995.

Die im Rahmen der aktuellen Steuerreform vorgesehenen Kürzungen werden diesen Katalog an familienpolitischen Grausamkeiten fortschreiben. Dazu gehören:

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

- die beabsichtigten Kürzungen der Lohnfortzahlung im Krankheitsfalle auf 80%, selbst bei schwangeren Frauen
- die Reduzierung des Krankengeldes für Eltern zur Pflege kranker Kinder auf 70% des bisherigen Gehalts
- der Wegfall des Krankenkassenzuschusses bei Brillengestellen, die bekanntlich bei Kindern oft erneuert werden müssen
- die Streichung von Zuschüssen für Zahnersatz und Zahnkronen für die nach 1978 geborenen Kinder, was Familien belasten wird
- die Erhöhung der Mehrwertsteuer auf Konsumgüter und Dienstleistungen, die wiederum das Haushaltsbudget von Familien belasten wird.

Der aktuelle Zustand von Familien in Deutschland ist im Kern ein Resultat von mangelnden Solidarbeziehungen zwischen den Geschlechtern. Die Vorsitzende der Sachverständigenkommission des 5. Familienberichts, Rosemarie von Schweitzer, bezeichnet damit den Tatbestand der Überforderung von Familien, weil Männer in ihren Berufspositionen von Wirtschaft und Politik keine ausgeprägte Familienorientierung entwickeln. Meine Vorgängerin auf dem Lehrstuhl für Wirtschaftslehre des Privathaushalts, Rosemarie von Schweitzer, hat für diese soziale Blindheit klare Worte gefunden: "Solange Familientätigkeit als Privatangelegenheit vor allen von Frauen angesehen wird", stellte sie auf einer Familienkonferenz in Potsdam fest, „und entsprechende Ministerien so schwach und so einflußlos wie nur möglich gehalten werden, so lange werden wir knallhart den Männern, die diese Politik zu verantworten haben, permanent in die Ohren brüllen müssen, daß sie es sind und nicht die Frauen, welche die Familienfeindlichkeit der Gesellschaft mit ihrer Einäugigkeit und den zunehmenden strukturellen Rücksichtslosigkeiten gegenüber allen Schwächeren zu verantworten haben."

Bisher sind die Strategien politischer und wirtschaftlicher Entscheidungsträger primär auf die Verhinderung einer Gleichwertigkeit von Produktions- und Reproduktionsaufgaben

gerichtet. Das bestätigt sich in der aktuellen Debatte um die Steuerreform nur einmal mehr, in der man nach wie vor auf quantitatives Wirtschaftswachstum setzt und immer noch auf das männliche Erwerbsarbeitsmodell des zu Ende gehenden Industriezeitalters fixiert ist.

Wie könnten Wege aus dem Dilemma aussehen?

Worum es heute geht, ist die Überwindung der strukturellen Rücksichtslosigkeit in der Bundesrepublik gegenüber dem Leben mit Kindern, wie es auch von der Sachverständigenkommission, die den 5. Familienbericht erarbeitet hat, gefordert wird. Das wird nicht allein durch die Erhöhung von Kindergeld oder die Verbesserung des Familienlastenausgleichs und auch nicht nur durch die Schaffung von Kinderbetreuungseinrichtungen zu erreichen sein, so notwendig und begrüßenswert derartige Schritte auch wären. Wir müssen darüber hinaus nüchtern feststellen, daß essentielle familienpolitische Entscheidungen gerade auch in anderen Ressorts fallen: in der Wirtschaftspolitik ebenso wie in der Steuer-, Wohnraum oder der Sicherheitspolitik. Die Bilanz von politischen Versäumnissen in all diesen Bereichen ist als Ausdruck männlich dominierter Strukturen sowohl im Erwerbsbereich als auch in der Politik und der Öffentlichkeit anzusehen, wo Familienarbeit gering geschätzt und die umfangreiche Wertschöpfung im Rahmen von Familienhaushalten ungerechtfertigterweise ignoriert wird. Es bleibt zu hoffen, daß mit dem 1994 erstmals erstellten haushaltsökonomischen Satellitensystem im Rahmen der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung deutlich wird, wie essentiell die Gesellschaft auf die wertschaffenden Leistungen der Familienhaushalte angewiesen ist.

Eine weitreichende konzeptionelle Strategie gegen dieses augenblickliche Dilemma würde demnach bedeuten, daß es um die Aufkündigung des allgemeinen männlichen Prinzips mit der ihm eigenen Geringschätzung und Unterbewertung aller personenbezogenen Leistungen innerhalb von

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

familialen Lebensformen geht, also der Familien- und Beziehungsarbeit. Es muß deutlich werden, daß die Gesellschaft auf diese „Basisarbeit“ essentiell angewiesen bleibt. Pointiert gesagt: Es ist einfach nicht einzusehen, daß die Konstruktion von Waffen oder Flugzeugen der Gesellschaft mehr „wert“ ist als die Betreuung von Kindern oder alten Menschen.

Konzeptionell gesehen ist es heute wichtiger denn je, daß Frauen und Mütter mit ihren Interessen in der generellen Debatte um Arbeitszeitverkürzungen, und mehr noch, um eine gerechte Neuverteilung und eine materielle Anerkennung gesellschaftlich notwendiger Arbeit diesseits und jenseits des Beschäftigungssystems präsent sind. Wir müssen erkennen, daß das abnehmende Volumen von Erwerbsarbeit momentan in der Tat problematische Konsequenzen für verschiedene soziale Gruppen hat, aber darin auch die einmalige historische Chance liegt, eine Neuverteilung von Arbeit im umfassenden Sinne des Wortes zu erreichen und damit auch traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilungsmuster aufzubrechen. Diese Diskussion wird allerdings auch ordnungspolitische Fragen beinhalten.

Es ist festzustellen, daß es heute nicht nur um die Hälfte des Kuchens für die weibliche Hälfte der Gesellschaft geht, sondern um eine neue Rezeptur. Diejenigen, die mit Argumenten, die wiederum für ein Verschieben dieser notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen unter Hinweis auf die Notwendigkeit der Sicherung des Wirtschaftsstandorts Deutschland plädieren, haben nach wie vor traditionelle Denkblockaden im Kopf; ebenso wenig zieht das Argument der knappen Kassen.

Es kommt doch wohl auf die politisch neu zu setzenden Prioritäten in der Ausgabenpolitik von Bund, Ländern und Kommunen an.

Es geht heute und in Zukunft um den Umbau der Gesellschaft hin zu Verhältnissen, in denen Frauen- und Familienarbeit aufgewertet wird und die flexible Wahrnehmung von Berufs- und Familienaufgaben unabhängig vom Geschlecht einer Person möglich wird. Von einem Umbau dieser Art

können im übrigen auch Männer und Väter profitieren, indem sie zu ganzheitlichen Lebensmodellen übergehen und verschüttete Fähigkeiten ihres Geschlechts wiederentdecken können. Ein Ende der vaterlosen Gesellschaft wäre in Sicht. Dann dürfte sich die besorgte Frage eines Gewerkschaftsfunktionärs auch erübrigen, was ein VW-Arbeiter nach Einführung der 4-Tage-Arbeitswoche denn bloß am Freitag tun soll. Er könnte zum Beispiel seiner Partnerin das Frühstück servieren, den Wochenendeinkauf übernehmen und die Waschmaschine in Gang setzen. Kommen Partnerin und Kinder gegen 13:00 Uhr aus dem Büro bzw. der Schule zurück, wäre ein verlängertes Wochenende für die ganze Familie in Sicht. Ist das nicht eine erstrebenswerte Perspektive?

Weiterführende Literatur:

Bundesministerium für Familie und Senioren, Statistisches Bundesamt (Hg): Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland. Wiesbaden 1994

Bundesministerium für Familie und Senioren: Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humankapitals. Fünfter Familienbericht. Bonn 1994

Meier, U.: Familienhaushalte als Produktionsstätten von kulturellen und sozialem Kapital. – Zur gesellschaftlichen Bedeutung des vermeintlich Privaten. In: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 43 (1995) 6, S. 243-250

Meier, U.: Wirtschaftliche Folgen der Trennung. Die sozioökonomische Situation Alleinerziehender. In: Familie, Partnerschaft, Recht, 3 (1997) 1, S. 3-8

Rosmarie Fichtenkamm-Barde

Mutter ist an allem schuld

1. Problemstellung

Die Erfahrungsberichte heutiger junger Mütter sind voll von Ängsten, Unsicherheiten, Schuldgefühlen und schlechtem Gewissen.

Die Frauen haben Schuldgefühle, wenn ihr Kind schreit, wenn es quengelig ist, wenn es an der Brust nicht trinkt, wenn sie zu früh abstillen, wenn es nicht gerne in den Kindergarten geht, wenn es sich nicht optimal entwickelt, wenn sie nicht immer geduldig und freundlich auf ihr Kind eingehen.

Hat das Kind schlechte Noten in der Schule, dann fällt sofort der Blick auf die Mutter: „Aha, Karrierefrau“ – „kümmert sich nicht genug um das Kind“. Ist der Junge aggressiv: „Aha, Supermama“ – „läßt dem Kind nicht genug Raum für Selbständigkeit und eigene Gestaltung“.

Wenn irgend etwas schief läuft in der Entwicklung des Kindes, fragt man nach der frühen Beziehung zur Mutter. Dann ist die Schuld bei der abweisenden oder der unfähigen, der lieblosen oder der zu sehr ... Mutter.

Das bedeutet, daß der Mutter, oder genauer gesagt einem bestimmten Idealbild von Mutter, die ganze Last der Verantwortung für das Heranwachsen und Gedeihen der nächsten Generation aufgebürdet wird. Die Kette schuldhafter Verstrickung beginnt pränatal mit der Befruchtung und bleibt bestehen, solange das Kind bei der Mutter ist, oft ein Leben lang.

Und von dieser alleinigen und exklusiven Verantwortung hin zur Schuld und zum schlechten Gewissen ist es nur ein kleiner Schritt (vgl. Badinter 1981, S. 189).

Schuldgefühle entstehen durch das Gefühl, Erwartungen (auch eigene) nicht erfüllen zu können. Erwartungen an die Mutter sind da in Form von Vorstellungen, Normen, Werten und Idealbildern der sie umgebenden Kultur. Sie werden im Verlauf des Sozialisationsprozesses gelernt und verinnerlicht.

So stellt sich die Frage, was sind das für Idealbilder, welche Anforderungen, Ansprüche und Erwartungshaltungen stecken da drin, und warum reagieren die Mütter mit einem schlechten Gewissen darauf?

2. Mütterbilder und Mütteridealisationen

Es sind vor allen zwei Idealisationen der Mutterrolle, die bis heute eine starke Prägekraft entfaltet haben.

Zum einen ist es das Bild von der guten, liebenden Mutter, wie es in den letzten drei Jahrhunderten in Folge der Aufklärung im Bürgertum entstanden ist, und zum anderen das Bild von der perfekten Mutter, das sich im Zuge einer Verwissenschaftlichung der Mutter-Kind-Beziehung herausgefiltert hat.

Das Bild der guten Mutter

Die von Zuneigung und Liebe geprägte Mutter-Kind-Beziehung, so wie wir sie heute kennen, ist ein verhältnismäßig spätes Produkt unserer Kulturentwicklung.

Es ist das Verdienst der französischen Philosophin Elisabeth Badinter, aufgezeigt zu haben, wie selbst ein derart intimes, scheinbar naturgegebenes Gefühl von sozialen und kulturellen Bedingungen abhängig ist. In ihrer Studie über das 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich führt sie den Nachweis, wie es ganz ausgedehnter Kampagnen von Medizinern, Pädagogen und Philosophen (an ihrer Spitze Rousseau) bedurfte, um die Frauen dahin zu bringen, so etwas wie Mutterliebe zu empfinden und zu zeigen.

Hintergrund für diese Entwicklung war der Prozeß der Industrialisierung und die Auflösung der Familie als Wirtschaftsgemeinschaft. Bis dahin vollzog sich das Aufziehen der Kinder nebenbei. Es gab keinen kindlichen Schonraum, Kinder wurden als kleine Erwachsene angesehen. Sie lernten durch Nachahmung in Hof und Handwerk die Kenntnisse und Fähigkeiten, die sie für später brauchten. In aristokratischen Kreisen wurde das Kind unmittelbar nach der Geburt zu einer Amme auf dem Lande gegeben, später von Hauslehrern, Gouvernanten und in Internaten und Pensionaten erzogen. Meistens

war mit acht Jahren das Aufwachsen in der Herkunftsfamilie beendet. Eine gefühlsmäßige Beziehung zur Mutter bzw. zu den Eltern entstand in der Regel nicht.

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts setzte ein Prozeß der Aufwertung der Mütterlichkeit und der Entdeckung des Kindes ein. Eine neue Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau entstand. Er ist zuständig für Außenwelt, Beruf, Öffentlichkeit, sie für Heim, Haushalt, Familie. Basis dieser geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ist die Ergänzungstheorie vom „männlichen“ und „weiblichen“ Wesen als Polarisierung der Geschlechter-Charaktere. Der Mann sollte von seiner psychischen Ausstattung her eher rational, instrumentell, stark und aktiv sein, die Frau dagegen emotional, expressiv, schwach und passiv, d.h. die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wurde nach innen auf die Gefühls- und Charakterebene verlegt.

Daraufhin propagierte eine Flut von pädagogisch-moralischen Publikationen das neue Leitbild der liebenden Mutter.

Danach sind Frauen in erster Linie Mütter. Mutter zu werden ist das höchste Ziel in ihrem Leben. Mutterliebe wird als naturhaft in der Intuition verhaftet angesehen, sie stellt sich mit der biologischen Mutterschaft automatisch ein. Jede Mutter liebt ihre Kinder und zwar alle gleichermaßen. Mutterliebe ist selbstlos und aufopfernd: Mütter lieben ihre Kinder, ohne im Gegenzug etwas dafür zu verlangen.

Mutterliebe steht im Zentrum des Frauenlebens. Alle anderen Lebensinhalte sind nachgeordnet. Eine Frau kann nicht Mutter und noch etwas anderes sein (vgl. Schenk 1996, S. 181 f.).

Der Mutter wird empfohlen, ihre Kinder selber zu stillen, sie länger bei sich zu Hause zu behalten und ihre Erziehung persönlich zu beaufsichtigen. Je mehr Pflege und Erziehung die Mutter dem einzelnen Kind gibt, desto abhängiger ist das Produkt so vieler Mühen. Die Rolle der Mutter wurde damit immer bedeutender, eine Statusaufwertung war damit verknüpft.

In Kreisen des gehobenen Bürgertums wurde dieses idealisierte Mutterbild zum verbindlichen Leitbild. Es dauerte einige Zeit,

bis es auch für die Schichten des Kleinbürgertums und der Arbeiterschaft bedeutsam wurde. „In vielen Biographien dieser Zeit begegnet uns das Bild der selbstlosen, hart arbeitenden Mutter, die sich für ihre Kinder aufopfert und trotz der vielen Arbeit immer ein liebes Wort für sie hat, die kocht und putzt und näht und flickt und dabei den Kleinen noch zuhört, erzählt, vorsingt, die ihnen mit der schwieligen, abgearbeiteten Hand begütigend über den Kopf streicht, wenn sie Trost und Zuspruch brauchen, sie nur sanft ermahnt, im Gegensatz zum strengen Vater, vor dem die Kinder bei ihr Schutz suchen. Zu Ende des 19. Jahrhunderts hat die Idealisierung der Mutter einen vorläufigen Höhepunkt erreicht (Schenk 1996, S. 182).

Das Bild der perfekten Mutter

Hand in Hand mit der Entdeckung des Kindes und der Aufwertung der Mutterschaft ging auch ein Prozeß der Verwissenschaftlichung der Mutter-Kind-Beziehung einher.

Erziehungsexperten nahmen sich fortan der Erziehung und der Entwicklung des Kindes an. „Über Kinder wird ein Netz von Theorien geworfen und mit demselben Netz werden auch die Mütter gefangen. Denn als Resultat der einschlägigen Fortschritte in Pädagogik, Psychologie, Medizin steht mehr Wissen zur Verfügung und wird populärwissenschaftlich verbreitet, und als ‚gute‘ Eltern gelten die, die sich dieses Wissen aneignen zum Wohle des Kindes“ (Beck-Gernsheim 1988, S. 94).

„Optimale Förderung“ und „Alles fürs Kind“ auf möglichst allen Gebieten ist von nun an das Gebot der Stunde.

Die Anweisungen der Experten, was zur gezielten Förderung des Kindes zu tun sei, werden im Verlauf des 20. Jahrhunderts immer höher und genauer und greifen in immer frühere Phasen der Kindesentwicklung ein.

Die perfekte Erziehung beginnt mit einer „Vorschwangerschaftsfürsorge“, die im Idealfall sechs Monate vor der Zeugung beginnt, sie fördert die Intelligenz im

Mutterleib, kontrolliert die Entwicklung des Säuglings und Kleinkindes mit Vorsorgetests und bietet stets „altersentsprechendes Lernspielzeug“ an. Gleichzeitig gilt es, ein Erziehungsklima herzustellen, in dem der Grundsatz „Unterstützen statt erziehen“ lautet und die Wünsche und Bedürfnisse des Kindes anerkannt und respektiert werden.

Bildung, Gesundheit, Seelensorge und Umwelt: Mit jedem dieser Themen werden neue Möglichkeiten entdeckt, um das Kind gegen Gefahren zu schützen und in seinen Fähigkeiten (seinem „Potential“, wie das neue Zauberwort heißt) zu unterstützen. Und aus all diesen Möglichkeiten fürs Kind werden nun Aufgaben der Eltern, insbesondere der Mütter. Dies zeigt sich anschaulich in der täglich wachsenden Zahl von Büchern und Zeitschriften, die sich mit dem Thema Kindererziehung befassen. So unterschiedlich sie im einzelnen sind, sie enthalten im Kern meist eine ähnliche Botschaft: Das Gedeihen des Kindes wird als private Aufgabe und persönliche Verantwortung der Eltern bzw. der Mütter definiert (Beck-Gernsheim 1989, S. 119 f.).

Fortschrittsglaube und Machbarkeitswahn suggerieren das Bild der perfekten Erziehung. Mütter werden mit einem Katalog von Forderungen, Ratschlägen, Mahnungen konfrontiert – nach dem Motto: Optimale Förderung ist gleich optimales Produkt Kind.

Dahinter steht unausgesprochen: Es gibt keine Schwächen, Niederlagen, Mißerfolge. Und wenn, dann haben die Erzieher, besonders die Mütter, versagt. So berichtete eine Mutter:

„Ich habe auf einmal das Gefühl, ich bin völlig unfähig, mein Kind zu versorgen. Wie soll ich das alles schaffen? Diese Riesenverantwortung. Von mir hängt ein Leben ab. Meine Tochter ist mir hilflos ausgeliefert, und wenn ich etwas falsch mache, muß sie darunter leiden.“ (Schneider 1995, S. 19).

Auch die Tatsache, daß Mutterschaft zur freiwilligen Option geworden ist, und Frauen sich heutzutage ganz bewußt für Kinder entscheiden und entscheiden können, steigert den Druck, auch ja alles „richtig“ zu machen für das Kind. Das Wunschkind erzeugt die

Wunschmutter, und die ist auch die beste Mutter. Weil sie sich die Mutterschaft „... frei gewünscht hat, hat sie auch die vollkommene Verantwortung für das Kind übernommen. Sie wird von anderen und sich selbst verantwortlich gemacht, wenn irgend etwas in der Entwicklung des Kindes nicht wie gewünscht verläuft.“ (Schenk 1996, S. 79).

So kommt zu dem Bild der guten Mutter das der perfekten, optimal fördernden Mutter hinzu. Diese hat die Mutterschaft freiwillig gewählt und muß nun sehn, wie sie selbst mit all den Ansprüchen allein zurecht kommt.

Aber welche Mutter kriegt das schon alles auf die Reihe, ist immer einfühlsam, geduldig, fördernd, im richtigen Maß präsent und hat dazu noch alle Zeit der Welt?

Deshalb – so schlußfolgert E. Badinter – sind Ängste und Schuldgefühle der Mütter noch nie so groß gewesen wie in unserem Jahrhundert (vgl. Badinter 1981, S. 238).

3. Schlußfolgerungen

Schuldgefühle bringen einen enormen Energieverlust. Deshalb ist es richtig für Mütter, daß sie dieses Szenario der Schuldzuweisung durchschauen und Abschied nehmen von der „Phantasie der perfekten Mutter“ sowie von der Illusion, alles im Leben ihrer Kinder bewirken zu können (vgl. Rohde-Dachser 1997, S. 269). Dazu brauchen sie die Unterstützung durch die Väter/Männer, die Familie und die Gesellschaft. Denn „... seit undenklichen Zeiten ist es der Mann, der das Herdfeuer verließ, und die Frau, die daheim blieb, die das ganze Gewicht der Antike auf sich nahm, verstärkt das Gefühl der Schuld. Aber die Dinge können sich verändern, und eine geschichtlich andere Zeit wird vielleicht beginnen ...“ (Olivier, S. 233).

Literatur

- Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1981
Beck-Gernsheim, Elisabeth: Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit, München 1988
Dies.: Mutterwerden – der Sprung in ein anderes Leben, Frankfurt a. M. 1989

Olivier, Christiane: *Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter*, Düsseldorf 1988
Rohde-Dachser, Christa: *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*, Frankfurt a. M. 1997
Schenk, Herrad: *Wieviel Mutter braucht der Mensch. Der Mythos von der guten Mutter*, Köln 1996
Schneider, Regine: *Oh Baby*, München 1995

Margrit Jansen

Kinder und Beruf – Erfolgsrezepte für Mütter

Hierzulande ist es für Mütter nach wie vor ein nervenaufreibender Drahtseilakt, Kind(er) und Beruf zu vereinbaren. Trotzdem – auch wenn die Kinder noch klein sind – wollen die meisten Frauen nicht auf ihren Beruf verzichten. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) belegt das mit aktuellen Zahlen. Danach haben sich die Lebensentwürfe junger Frauen seit 1991 weiter deutlich gewandelt. Immer weniger Frauen wollen sich, auch wenn die Kinder noch klein sind, ganz aus dem Erwerbsarbeitsleben zurückziehen. 1996 waren es nur noch 7% der 25- bis 29jährigen, die keine Erwerbsarbeit suchten und sich allein ihren kleinen Kindern widmen wollten. 1991 sind es in dieser Altersgruppe noch fast doppelt so viele Frauen gewesen, nämlich 13%. Noch deutlicher ist dieser Trend bei Frauen um Ende 30. Der Anteil der sogenannten „Nur-Hausfrauen“ sank in dieser Altersgruppe um über 10% auf 22%.

Immer noch gibt es große Unterschiede bei der Arbeitsteilung zwischen den Paaren in Ost- und Westdeutschland. Im Westen ist nach wie vor die „klassische“ Arbeitsteilung für Paare das vorherrschende Modell: Frau setzt den Lebensschwerpunkt bei Haus und Kind(ern), Mann im Beruf. Viele Frauen meinen nach wie vor: „Ich kann halt nicht soviel Geld ranschaffen wie mein Mann. Für eine Familie reicht mein Verdienst sowieso nicht.“ Das liegt jedoch nicht zuerst daran, daß Frauen schlechter ausgebildet sind als Männer oder weniger qualifizierte Arbeit leisten. Der Grund ist – und das ist so

ungerecht wie skandalös –, Frauen-erwerbsarbeit wird generell immer noch schlechter bezahlt. 1994 verdienten Frauen durchschnittlich 3.221,- DM brutto monatlich, Männer jedoch 4.625,- DM. Demnach betrug das Minus bei Frauen durchschnittlich brutto 1.400,- DM pro Monat (DIW).

Im Osten dominieren die Paare, die sich beide für die Vollzeitberufstätigkeit entschieden haben. Dort geben 43% der Frauen zwischen 16 und 59 Jahren, die mit einem Mann zusammenleben, an, vollzeit erwerbstätig zu sein. Im Westen sind es nur 21%. „Wir arbeiten beide, ich arbeite teilzeit,“ sagen in Westdeutschland 29%, im Osten 17%. „Mein Partner arbeitet, ich bin arbeitslos,“ erklären 2% der Frauen im Westen und 14% im Osten.

Sicher ist in Ost und West: Die Hauptlast der Hausarbeit und Kindererziehung und -betreuung liegt nach wie vor bei den Frauen, egal ob sie vollerwerbstätig sind oder teilzeit arbeiten. Immer noch verbringen Frauen mit 35 Stunden pro Woche fast doppelt soviel Zeit mit unbezahlter Arbeit wie Männer (19,5 Stunden).

Auch wenn es den Müttern hierzulande nicht leicht gemacht wird – die Arbeitsgruppe beim Hessischen Mütterkongreß in Marburg war sich einig: Frau sollte es sich selbst nicht noch unnötig schwerer machen – z.B. durch ein schlechtes Gewissen, mangelndes Selbstvertrauen, zu hohe Anforderungen und Erwartungen an sich selbst oder eine fehlende Lebensplanung. Wer folgende Erfolgsrezepte beherzigt – manche lassen sich immer wieder aufwärmen, andere brauchen etwas Zeit, bis sie wirken – schafft es besser, Beruf und Kind(er) zu vereinbaren.

Selbstbewußtsein macht das Leben leichter

„Nur wer an sich glaubt, wird siegen“, im Sport wird dieser Leitsatz ganz selbstverständlich akzeptiert. Viele Frauen kämpfen zwar unermüdlich, aber sie schätzen ihre Kräfte zu gering. Viele lassen sich schneller entmutigen als nötig oder nehmen Belastungen als naturgegeben hin, anstatt

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

nach Entlastung und Veränderungen zu fragen und zu suchen. Killerphrasen, die wir immer wieder zu hören bekommen, können ein Grund dafür sein – z.B.: „Laß das!“ – „Das geht nicht!“ – „Das haben wir noch nie so gemacht!“ – „Das haben wir schon immer so gemacht.“ – „Da könnte ja jede kommen.“ – Weg damit!

Die neuen ermutigenden Leitsätze lauten z.B.: „Es gibt keine starren Regeln!“ – „Es ist ein Stärke, flexibel zu reagieren“ – „Ausnahmen werden immer gemacht.“

Ein Erfolgsrezept heißt deshalb:
Geben Sie Killerphrasen keine Chance

Machen wir aus negativen Leitsätzen positive:

- Aus der verzagten, oft zu hörenden Feststellung: „Das schaff’ ich nicht, meine Kinder sind noch zu klein!“ wird die Erkenntnis: „Auch wenn die Kinder noch klein sind, kann ich einen Weiterbildungskurs besuchen oder eine Urlaubsvertretung übernehmen und so den Kontakt zum Berufsleben halten.“
- „Ich bin zu alt – wer nimmt mich denn noch mit 30, 35, 40, 50 Jahren?“, das heißt in Zukunft: „Männer werden mit 50, 60 Jahren oder älter noch Bundeskanzler, Bundespräsident oder Aufsichtsratsvorsitzender, da werde ich wohl mit 30, 40, 50 Jahren usw. nicht aufgeben!“
- „Wenn die Kinder aus dem Größten raus sind, dann ...!“ wird umformuliert zu: „Zeit ist immer jetzt. Wann, wenn nicht jetzt? Wer, wenn nicht ich? Wo, wenn nicht hier?“ (diese Weisheit ist übrigens schon viele Jahrtausende alt. Sie stammt aus dem Talmud, der jüdischen Gesetzessammlung).

Was braucht man/frau für den beruflichen Erfolg?

Die Teilnehmerinnen der AG haben folgendes zusammengetragen: Zeit, Erfahrung, gute Ausbildung, Selbstbewußtsein, Anpassungsbereitschaft, Flexibilität, Kom-

promißbereitschaft, die Fähigkeit zu Kommunizieren, eine gute Kinderbetreuung, Durchsetzungsvermögen, Ehrgeiz, den passenden Partner, Vitamin B, Organisationstalent, Taktik und Diplomatie ...

Ähnliche Ergebnisse erbrachten Meinungsumfragen. Dabei sind Durchsetzungsvermögen und Ehrgeiz für die meisten Westdeutschen (55%) die wesentlichen Schlüssel für beruflichen Erfolg (Umfrage: Institut für Demoskopie Allensbach, 1993). Und, das ergab eine andere Untersuchung: Männer brauchen Familie, um beruflich voranzukommen!

Familie ist für Männer ein Karrierekick

Während leider fest steht, daß in Westdeutschland Frauen durch eine eigene Familie in ihren Berufs- und Karrierechancen immer noch stark eingeschränkt werden, stellt sich das für verheiratete Männer ganz anders dar. Familie bringt sie auf der Karriereleiter nur noch besser voran, ergab die Studie „Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend“, die im Auftrag des Bundesfamilienministeriums durchgeführt wurde. Verheiratete Väter gehören zu fast 50% zu den Aufsteigern im Beruf (ledige Männer nur zu 32%). Bei den verheirateten Müttern sieht das Bild ganz anders aus: lediglich 27% von ihnen konnten sich beruflich verbessern. Ledige und kinderlose Frauen hingegen – so die Studie weiter – erwiesen sich als beruflich ähnlich erfolgreich wie verheiratete Familienväter. Festgestellt wurde auch, daß Kinderlose immer noch erhebliche Konkurrenzvorteile in unserer Gesellschaft haben, u.a. im Arbeitsleben und bei der Wohnungssuche.

Es ist wichtig, sich selbst Ziele zu setzen.
Ein weiteres Erfolgsrezept:

Lebensplanung und Ziele bringen voran
Die Einstellung: „Liebling, wir werden das schon irgendwie schaffen“, bringt Frauen nicht weiter, wenn es darum geht, Belastungen, Arbeit, aber auch Anerkennung gerechter zu verteilen. Auch ist es wenig hilfreich für die eigene positive

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

Weiterentwicklung, stets danach zu schielen, was andere von mir erwarten. Besser ist es zu fragen, was will ich wirklich.

Je eindeutiger die Ziele, die man sich selbst steckt sind, desto stärker werden sie uns anziehen; denn Ziele sind wie Magnete. Es lohnt sich also, den eigenen Kompaß auszurichten, und das Verblüffende wird sein: Die angepeilten Ziele werden meist schneller erreicht als erwartet. Das gilt übrigens nicht nur in beruflichen Dingen.

Ziele sind realistische Resultate, die frau erreichen möchte.

Am besten ist ein Fünfjahresplan. Ziele sollten Herausforderungen darstellen, aber nicht zu hoch gesteckt werden. Nur wenn ich mich voll auf mein Ziel konzentriere, bin ich erfolgreich. Ein Tip, der es leichter macht, die Ziele zu erreichen: Alle Ziele aufschreiben, dabei positiv formulieren. Dann einen Zeitplan machen und in kleinen Schritten vorangehen. Wann in den geplanten fünf Jahren will ich welches Teilziel erreicht haben? Z.B.: „Bis Ende der Woche werde ich mich zu einem Computerkurs angemeldet haben.“

- „In drei Wochen werde ich eine zuverlässige Tagesmutter gefunden haben.“ usw.

Während Männer Familie brauchen, um beruflich vorwärts zu kommen, brauchen Frauen Entlastung.

Die Frauen der Arbeitsgruppe trugen zusammen, was nötig ist:

- flexible und kostengünstige Betreuungsangebote für Kinder ab dem 1. Lebensjahr
- mehr Kinderfreundlichkeit
- Ganztagschulen
- mehr mutige Frauen, die Entlastung einfordern und ihre Wünsche nach außen tragen
- mehr Frauen, die sich ihrer Stärken bewußt sind
- mehr Männer, die sich zuständig fühlen für Hausarbeit und Kinder

- mehr Frauen, die ihren Männern bei der Hausarbeit und Kinderbetreuung mehr zutrauen
- mehr Teilzeitarbeitsplätze auch für Männer
- mehr Fürsorglichkeit für alle Mütter
- Betriebe, die sich verantwortlich fühlen
- mehr Solidarität unter den Frauen
- mehr Fürsorglichkeit für sich selbst – die eigenen Grenzen der Belastbarkeit akzeptieren.

Auf der Bühne des Lebens besetzen Frauen vielfach nur Nebenrollen und tragen so dazu bei, ihre Leistungen zu verstecken. Ein Erfolgsrezept lautet deshalb:

Vorbildliche Frauen stellen ihr Licht nicht unter den Scheffel ...

... und finden Hauptrollen für sich und andere Frauen angemessen.

Positive Vorbilder braucht die Frau. Reden wir mit anderen Frauen offen über unseren Alltag. Suchen wir Kontakt mit Frauen, die es geschafft haben, ihre Ziele zu erreichen, die ein glückliches und zufriedenes Leben führen. Vorbildliche Frauen stellen ihr Licht nicht unter den Scheffel. Sie sind stolz auf ihre Leistungen und Stärken. Aber sie sind auch ehrlich sich selbst und anderen gegenüber. Sie übertreiben nicht und machen weder sich selbst noch anderen ein schlechtes Gewissen. Wenn wir in unserem Freundinnen- und Bekanntenkreis keine Frau finden, die wir uns gerne zum Vorbild nehmen möchten, dann können wir z.B. Biographien von tatkräftigen, erfolgreichen Frauen lesen, die ihr Leben gemeistert haben. Aber wir bleiben kritisch, wenn uns jemand vorzumachen versucht, es geht mit links. Wir stecken unsere Energien nicht ins Jammern und Zweifeln; denn Jammern ist die Garantie für Mißerfolg. Jammern führt dazu, daß wir es nicht schaffen – was immer wir uns auch vorgenommen haben.

Viele Frauen leiden darunter, daß sie sich permanent selbst überfordern

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

So schmerzlich es ist, Abschied zu nehmen: Oft ist der Abschied vom Perfektionismus der einzige Weg, Familie und Beruf sinnvoll und zur eigenen Zufriedenheit unter einen Hut zu bekommen. Deshalb lautet ein weiteres Erfolgsrezept für berufstätige Mütter:

Abschied vom Perfektionismus schützt vor der Überforderungsfalle

So kann frau der Überforderungsfalle entkommen:

- Ich gestehe mir ein, daß ich nicht fehlerfrei bin
- Ich setze Prioritäten und verlange nicht dauernd Höchstleistungen von mir und anderen
- Ich mache regelmäßig Pausen
- Ich gönne mir Zeit zum Abschalten
- Ich genieße gute Gefühle
- Ich achte auf gute Ernährung
- Ich überprüfe meinen Alkohol- Nikotin- und Medikamentenkonsum und schränke ihn ein oder verzichte ganz darauf
- Ich nehme mir Zeit für gute Gespräche
- Ich suche nach Entlastung und kann Arbeit abgeben (mein Mann kann mich bei der Hausarbeit unterstützen, größere Kinder auch)
- Ich bin nicht zu stolz, eine/n Verwandte/n, Nachbarin und Freund/in um Rat und Hilfe zu fragen ...
- Ich leiste mir eine Putzhilfe, einen Babysitter, eine Hilfe im Garten ...
- Ich lobe meine Kinder, meinen Partner, meine Freundinnen, Kolleginnen, Kollegen
- Ich freue mich über Lob und Anerkennung.

Allen guten Vorsätzen zum Trotz, es gibt wahrscheinlich kaum eine Mutter auf der Welt, die nicht irgendwann einmal vom schlechten Gewissen heimgesucht wird. Dabei steht fest, Kindern ist weder mit Mutters schlechtem Gewissen, noch mit Mutters Unzufriedenheit gedient. Erwiesen ist auch, je zufriedener eine Mutter mit ihrer Lebenssituation ist, um so positiver wirkt sich das auf die kindliche Entwicklung aus.

Studien belegen: Zufriedene berufstätige Mütter sehen ihre Kinder insgesamt positiver und beurteilen deren Entwicklung zuverlässiger als unzufriedene Mütter. In jedem Fall gehört es zu den Erfolgsrezepten für mehr Zufriedenheit, sich einzumischen, deshalb:

Werben Sie für die Sache der Kinder

Wir wollen zu Recht für unsere Kinder das Beste. Aber die Zahl der Menschen, die hierzulande mit Kindern zusammenlebt, sinkt. Damit wird auch die Interessenvertretung für Kinder immer kleiner; denn Kinder dürfen bekanntlich nicht wählen. Das ist ein Grund für Mütter und Väter, aktiv zu werden. Werben wir für die Sache der Kinder – auch an unserem Arbeitsplatz. Vielleicht ist mein Chef begeistert, wenn er erfährt, daß sein Unternehmen die Kosten für Kinderbetreuung absetzen kann. Suchen wir uns Verbündete. Unterstützen wir Eltern- und Mütterinitiativen. Treten wir gemeinsam mit anderen Müttern und Vätern öffentlich als ExpertInnen in Kinderfragen auf. Wir wissen aufgrund unseres tagtäglichen Umgangs mit Kindern am besten, wo es fehlt und was geändert werden müßte. Setzen wir uns öffentlich dafür ein, daß die Kinderbetreuung in unserer Stadt ein modernes Gesicht bekommt. Dabei sollten wir die Wirkung von freundlichen Gesprächen mit ErzieherInnen, LehrerInnen und PolitikerInnen nicht unterschätzen. Nur wenn wir uns einmischen und mitreden, können wir dazu beitragen, daß Kinderinteressen nicht unter den Tisch fallen. Übrigens wissen wir, was Menschen lernen und verbessern können, wenn sie mit Kindern zusammenleben?

- Belastbarkeit
- Teamfähigkeit
- Anpassungsfähigkeit – Flexibilität
- soziale Kompetenz
- Aufgeschlossenheit
- Organisationsfähigkeit
- Kreativität

Das sind unverzichtbare Fähigkeiten für das Zusammenleben, und sie sind auch unerlässlich für den Erfolg im Beruf. Mit anderen Worten, es lohnt sich, Fa-

milienarbeit zu leisten, denn sie qualifiziert für das (Erwerbs)Leben. Frauen haben allen Grund, das herauszustellen (z.B. auch bei Bewerbungen) und für diese weiblichen Kompetenzen selbstbewußt gerechten Lohn zu fordern.

Literatur:

Margrit Jansen/Ulrike Seibert: Kinder und Job. Erfolgsrezepte für Mütter, die beides wollen., Reinbek bei Hamburg 1997

Entfesselte Mütter. Müttermagazin Stiefmütterchen Nr. 35/36, Hessisches Mütterbüro, Langen 1996

Christine Amend-Wegmann

Arbeitsmarkt und Familienpolitik – ein Paar wie Hund und Katze?

1. Problemstellung

In Familie und Arbeitswelt werden die Beteiligten mit sehr unterschiedlichen Verhaltensanforderungen konfrontiert. Während in familialen Lebensformen Solidarität und Fürsorge eine zentrale Rolle spielen, orientieren sich die AkteurInnen der Arbeitswelt in erster Linie am sogenannten Kosten-Nutzen-Kalkül; nicht die Familie als Ganzes, sondern das Individuum steht dabei im Mittelpunkt. Solange die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung vorherrschte, schien die Vereinbarkeit dieser beiden Lebensbereiche kein wirkliches Problem zu sein. Erst mit der zunehmenden Frauen- und Müttererwerbstätigkeit ist das Konfliktfeld Familie und Beruf politisch wahrgenommen worden, auch wenn dieses Problem für viele Mütter keineswegs neu ist und eine politische Lösung seit Beginn der Frauenbewegung angemahnt wird. Die Rolle der Väter wird in der aktuellen öffentlichen Diskussion kaum thematisiert. Bei der Ausgestaltung der gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen zur besseren Vereinbarkeit von Familien- und

Erwerbsarbeit ist darauf zu achten, daß eine Balance zwischen gleichberechtigter Teilhabe der Geschlechter an allen gesellschaftlichen Bereichen und der Aufwertung von gesellschaftlich notwendiger Familienarbeit hergestellt wird. Die derzeitige Bundesregierung propagiert in diesem Zusammenhang die sogenannte „Wahlfreiheit“ zwischen Familien- und Erwerbstätigkeit (nacheinander oder nebeneinander) für Mütter und Väter.

Heinz Lampert, Professor für Volkswirtschaft und Sozialpolitik, konkretisiert diese „Wahlfreiheit“ folgendermaßen: „Verbesserung der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familientätigkeit bedeutet, daß die Ehepartner eine tatsächliche Wahlfreiheit haben, sich sowohl für die gleichzeitige Wahrnehmung von Erwerbstätigkeit und Familientätigkeit durch beide Partner entscheiden zu können als auch dafür, daß einer der Partner zur Wahrnehmung von Familienaufgaben die Erwerbstätigkeit unterbricht, ohne zu starke und nach dem Urteil des Paares zu lange Einbußen an Erwerbseinkommen, Ansprüche gegen das System sozialer Sicherung, berufliche Erfahrungen und berufsbedingten sozialen Kontakten erleiden zu müssen (1). Eine Analyse der derzeitigen familien- und arbeitsmarktpolitischen Instrumente zeigt, daß dieses Ziel bislang nicht einmal annähernd erreicht wurde. Vielmehr liegt eine einseitige Orientierung dieser Instrumente am sogenannten „Phasenmodell“ (zeitliches Nacheinander von Familien- und Erwerbsarbeit) vor. Bei gleichzeitiger Dominanz erwerbsorientierter Ausgestaltung staatlicher Sozialpolitik insgesamt ergibt sich daraus eine systematische Benachteiligung nicht nur der (alleinerziehenden) Mütter, sondern aller Frauen, die wiederum Wechselwirkungen zur Frauendiskriminierung auf den Arbeitsmärkten aufweist. Zentrale Frage ist also, was zu tun ist, um die den Familien gesellschaftlich zugeschriebene Funktionserfüllung (v.a. Erziehungsarbeit) zu begünstigen, ohne damit die Erwerbchancen für Mütter und Väter zu schmälern. Ist eine solche Politik möglich, oder handelt es sich

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

bei Familie und Arbeitsmarkt tatsächlich um ein Paar wie Hund und Katz?

2. Die TeilnehmerInnen – Struktur und Interessen

Rund 20 TeilnehmerInnen des Mütterkongresses, darunter ein Mann, beteiligten sich an der Arbeitsgruppe 7. Neben den privaten Erfahrungen, die jede(r) einzelne(r) in die Arbeitsgruppe zum Thema Familie und Arbeitsmarkt einbringen konnte, wurde bei der Vorstellungsrunde deutlich, daß die überwiegende Mehrheit der Beteiligten beruflich bzw. über das Studium mit dem Thema zu tun hatte und daher über einschlägige Vorbildung verfügte. Die Interessen an der Arbeitsgruppe lagen dabei nicht so sehr auf der Ausgestaltung der gesellschaftspolitisch notwendigen Rahmenbedingungen, sondern die TeilnehmerInnen erhofften sich konkrete Lösungsmöglichkeiten zur Bewältigung des Konfliktes Familie und Beruf.

3. Arbeitsablauf

Nach einer Einführung in das Thema und einer kurzen Diskussion über die Vorträge am Vormittag wurde die Gruppe zweigeteilt. Auf der Grundlage des oben genannten Zitates sollte sich die eine Gruppe mit den notwendigen politischen Rahmenbedingungen für ein zeitgleiches Nebeneinander von Erwerbs- und Familienarbeit (Kontinuitätsmodell) beschäftigen, während die zweite Gruppe, in Anlehnung an das Phasenmodell, Strategien zur Aufwertung von Familientätigkeit erarbeiten sollte.

Nachdem die Ergebnisse zusammengetragen und diskutiert worden waren, rundeten Beispiele für familienfreundliche Regelungen in Betrieben die Sitzung ab. Grundlage dafür war die Veröffentlichung des Bundesfamilienministeriums zum Wettbewerb 1996 „Der familienfreundliche Betrieb“ (2).

4. Arbeitsergebnisse

Um die Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit zu verbessern, müssen die

politischen Rahmenbedingungen so gestaltet werden, daß sowohl ein zeitgleiches Nebeneinander (Kontinuitätsmodell) als auch ein zeitliches Nacheinander (Phasenmodell) von Müttern und Vätern ohne Benachteiligungen gelebt werden kann.

Um das Kontinuitätsmodell verwirklichen zu können, sind vor allem folgende Maßnahmen wichtig:

- finanzierbare, flexible und öffentlich subventionierte Kinderbetreuung für alle Altersklassen;
- Schaffung von Arbeitsplätzen in Wohnortnähe
- flexiblere Arbeitszeitgestaltung
- Abbau der Benachteiligungen von Teilzeitbeschäftigten
- stärkere Beteiligung von Vätern an der Familienarbeit (z.B. über Subventionierung von Teilzeitarbeit).

Um das Phasenmodell (partnerschaftlich) verwirklichen zu können, sind vor allem folgende Maßnahmen wichtig:

- bessere Anerkennung von Kindererziehungszeiten im System der Alterssicherung
- berufliches Weiterbildungsangebot während der Erziehungszeit (mit Kinderbetreuung)
- (Pflicht-)Übernahme eines Teiles des Erziehungsurlaubes durch Väter
- Verbesserung des Familienlastenausgleiches
- Ausbau der Instrumente zur beruflichen Reintegration nach Familienphase.

Die Beispiele aus der betrieblichen Praxis haben zudem gezeigt, daß sich Gewinnmaximierung und Familienfreundlichkeit nicht ausschließen müssen. Die Vorurteile gegenüber betrieblicher Familienpolitik sollten daher über eine gezielte Informationspolitik verschiedenster Institutionen (z.B. ArbeitgeberInnen- und ArbeitnehmerInnenverbände, Industrie- und Handelskammern, staatliche Politik) abgebaut werden, um eine Breitenwirkung von Familienfreundlichkeit in Betrieben zu erreichen.

1. Lampert, Heinz: Aufgaben der Arbeitsmarktpolitik aus familienpolitischer Perspektive, in: Franke, Heinrich (Hrsg.), Europa und Deutschland: zusammenwachsende Arbeitsmärkte und Sozialräume, Stuttgart, Berlin, Köln 1993, S. 57.
2. Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Bundeswettbewerb 1996 „Der familienfreundliche Betrieb“, Bonn 1997

Gabriele Rolf-Engel

Risiken im Hinblick auf die soziale Sicherung von Müttern

1. Dem deutschen Rentenversicherungsrecht liegen bestimmte Normvorstellungen bezüglich der Erwerbs- und Familienbiographien der gesicherten Personen zugrunde. Dies sind
 - eine kontinuierliche Vollzeit-Erwerbsbiographie sowie
 - die lebenslange Versorgerehe.
2. Der gesellschaftliche und der ökonomische Wandel führen zu einer Ausdifferenzierung der Biographien. Die Ausrichtung der gesetzlichen Rentenversicherung an bestimmten Normbiographien birgt daher die Gefahr in sich, daß die gesetzliche Rentenversicherung ihrer Sicherungsfunktion in Zukunft nicht mehr effektiv gerecht wird.
3. Zu den Risikofaktoren im Hinblick auf die Alterssicherung zählen nach heutigem Recht vor allem:
 - eine Nicht-Erwerbstätigkeit oder längere Phasen der Erwerbsunterbrechung
 - die Übernahme einer geringfügigen Beschäftigung
 - die Ausübung einer scheinselbständigen Tätigkeit

- Langzeit- oder Mehrfacharbeitslosigkeit, speziell wenn keine Leistungen der Bundesanstalt für Arbeit bezogen werden
- Teilzeitarbeit
- ein niedriges Erwerbseinkommen
- Sozialhilfebezug im erwerbsfähigen Alter
- die Instabilität familiärer Strukturen (Scheidung bzw. Auflösung einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft).

4. Ziel muß es sein, die Abhängigkeit der Alterssicherung von der individuellen Erwerbs- und Familienbiographie zu lockern. Dabei dürfte eine gezielte Weiterentwicklung des bestehenden Alterssicherungssystems größere Realisierungschancen haben als eine radikale Änderung des Systems, wie sie zum Beispiel die Einführung einer steuerfinanzierten Grundrente darstellt.

5. Im Rahmen des bestehenden Alterssicherungssystems gibt es vier Ansatzpunkte zur Verbesserung der eigenständigen Alterssicherung von Frauen:

- mindestsichernde Maßnahmen auf der Leistungsseite des Alterssicherungssystems, das heißt ein Aufweichen des Grundsatzes der Zeit- und Einkommensproportionalität bei der Rentenberechnung
- mindestsichernde Maßnahmen auf der Beitragsseite des Alterssicherungssystems
- eine stärkere Berücksichtigung unbezahlter Betreuungsarbeit im Rahmen der Alterssicherung
- ein Splitting der Renten- und Versorgungsanswartschaften nicht nur im Scheidungsfall, sondern auch bei bestehender Ehe oder Partnerschaft.

In einem erwerbsarbeitszentrierten Alterssicherungssystem trägt nicht zuletzt auch die Förderung der Frauenerwerbstätigkeit zu

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

einem Ausbau der eigenständigen Alterssicherung von Frauen bei.

6. Älteren Frauen, die ihre Lebensplanung auf das bestehende System abgestellt haben, kann nur durch Verbesserungen auf der Leistungsseite des Alterssicherungssystems geholfen werden. Bei jüngeren Personen sollte man freilich von vornherein dafür sorgen, daß keine Vorsorgelücken entstehen. Mit dem Voll Eigenständigen System der Altersvorsorge liegt ein Reformvorschlag vor, der diesem Gedanken Rechnung trägt.
7. Das Voll Eigenständige System baut auf dem bestehenden Renten-versicherungssystem auf und ergänzt dieses um eine Mindestbeitragspflicht für alle Personen und um ein Splitting der während einer Ehe oder Partnerschaft gemeinsam erworbenen Rentenanwartschaften. Durch die Mindestbeitragspflicht wird ein Mindestrentenanspruch im Alter begründet, der oberhalb des Sozialhilfeniveaus liegt. Die Mindestbeitragspflicht wird durch „Beitragsgaranten“ und eine gezielte Beitragsentlastung sozial abgedeckt. Da im Voll Eigenständigen System alle Personen im Alter ausreichend gesichert sind, kann die Witwen- und Witwerversorgung im Grundsatz entfallen.
8. Für den Vorschlag der voll eigenständigen Sicherung sprechen sowohl frauenpolitische als auch sozialpolitische wie ökonomische Überlegungen. Zu den frauen-politischen Gesichtspunkten zählen
 - die Gewährleistung eines eigenen, armutsvermeidenden Einkommens im Alter
 - die größere Unabhängigkeit des Alterseinkommens vom individuellen Lebensentwurf
 - die gezielte Begünstigung der Tatbestände „Kindererziehung“ und „unentgeltliche Pflege“ statt der

pauschalen Subventionierung des Tatbestandes „Ehe“

- die Förderung der Frauenerwerbstätigkeit. Sozialpolitische und ökonomische Argumente sind
- die gleichzeitige Verfolgung der Ziele Lebensstandardsicherung und Armutsvermeidung im Alter
- die Stärkung der Leistungsgerechtigkeit durch das Alterssicherungssystem (Stichwort: Versicherungsprinzip)
- die risikogerechte Zuordnung der Kosten der sozialen Sicherung
- die mit der Verlagerung des Solidarausgleichs von der Leistungsauf die Beitragsseite des Alterssicherungssystems wachsende Sicherheit bezüglich der später zu erwartenden relativen Rentenhöhe
- die Verbreiterung der Finanzierungsbasis
- die mit der Versicherungspflicht von Personen anstelle von Arbeitsverhältnissen verbundene Vermeidung allokativer Verzerrungen beim Arbeitsangebot und bei der Arbeitsnachfrage.

Zusammenfassung der Arbeitsgruppensitzung

Auf Wunsch der Teilnehmerinnen der Arbeitsgruppe 2 „Risiken im Hinblick auf die soziale Sicherung von Müttern“ konzentrierten sich Referat und Diskussion auf die soziale Sicherung im Alter. Im Mittelpunkt der Diskussion standen frauenspezifische Problemlagen aus dem Bereich der Alterssicherung, unterschiedliche Reformmodelle zum Ausbau der eigenständigen Alterssicherung von Frauen und Möglichkeiten zu ihrer politischen Umsetzung.

Imke Trottenier

Telearbeit in der Familienphase

Telearbeit in der Familienphase, kurz TAF, bietet prinzipiell sehr gute Möglichkeiten für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Die nachfolgend vorgestellte Studie untersuchte die Praxis dieses Arguments. In der Tat hängt die Erwerbsbeteiligung europaweit in entscheidendem Maße von der Gestaltung der Familienphase ab. Weil es sehr schwierig ist, Familienaufgaben und Vollzeitbeschäftigung zu vereinbaren, sehen viele Frauen in der Erwerbsunterbrechung den einzig gangbaren Weg. In Deutschland sinkt, wie auch in Großbritannien und den Niederlanden, die Erwerbsquote der Frauen im Altersbereich zwischen 25 und 40 Jahren ab, in anderen Ländern zeigte sich dieses Phänomen schon früher. Prinzipiell ist eine Erwerbsunterbrechung durchaus nicht zwingend, das führen uns die SchwedInnen vor.

Auch in Deutschland wächst das Interesse, während der Familienphase in Teilzeit zu arbeiten. Berufstätige Mütter und Väter können die Regelungen des Erziehungsurlaubsgesetzes nutzen und bis zu 19 Stunden pro Woche arbeiten. Die Vorteile liegen auf der Hand: Durch die alternierende Telearbeit halten sie einen lebendigen Kontakt zu ihrer Arbeitsstelle, qualifizieren sich weiter und steigen nach ihrer Familienphase selbstbewußt und informiert wieder ein. TelearbeiterInnen haben durch die räumliche Flexibilität und die größere Zeitsouveränität oft eine relativ große Gestaltungsautonomie.

Für Arbeitgeber ist TAF von Vorteil, weil die qualifizierten Frauen an den eigenen Betrieb gebunden und ihre Qualifikationen während der Familienphase weiter ausgebaut und damit langfristig erhalten werden. Telearbeit in der Familienphase, kurz „TAF“, hieß auch ein Forschungsprojekt des TELEHAUS WETTER mit dem Ziel, die berufliche Chancengleichheit von Männern und Frauen zu fördern, speziell auf dem Gebiet der Informations- und Kommunikationstechnologien. TAF wurde durch die EU im Rahmen des 4. Aktionsprogramms Chancengleichheit, GDV, unterstützt. Die

Basis für die nachfolgend dargestellten Ergebnisse bilden:

- 1) persönliche Gespräche mit ausgewählten Telearbeits- bzw. TAF-ExpertInnen auf der Basis qualitativer Interviews
- 2) eine Umfrage unter praktizierenden TelearbeiterInnen – dazu wurden rund 40 Fragebögen ausgewertet
- 3) vielfältige Diskussionen mit den nationalen und transnationalen Partnern des Projekts und den vielen Telearbeits-Interessierten aus verschiedensten Bereichen von Politik und Wirtschaft
- 4) Literaturrecherchen.

Motive und Gründe

Als Hauptargumente für die Einführung von TAF werden im allgemeinen von Seiten der ArbeitnehmerInnen, neben der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, das Aufbessern bzw. Bestreiten des Familienbudgets genannt. TelearbeiterInnen in der Familienphase wollen „beruflich am Ball bleiben,“ und „nicht den Anschluß verpassen,“ Hinzu kommt, daß Arbeitsaufgaben im privaten Bereich oft ungestörter und effizienter erledigt werden.

Die von uns im Rahmen der empirischen Untersuchung befragten TelearbeiterInnen bewerteten TAF „alles in allem,“ überwiegend positiv, sowohl im Hinblick auf das Berufsleben wie auch auf den privaten Bereich. Auf die Frage: „Wo arbeiten Sie lieber?“, antworten 35 Prozent mit „zu Hause,“, 60 Prozent mit „mal so mal so,“ und nur 5 Prozent ziehen den Büroarbeitsplatz vor.

Fokus Beruf

Telearbeit im allgemeinen und TAF im speziellen brauchen eine sehr intensive interne Kommunikationsstruktur und klare Regeln für die Handhabung von Terminen und Erreichbarkeit. Es ist wichtig, den jeweils richtigen Mix aus persönlichen Treffen und elektronisch vermittelter Kommunikation zu finden. TelearbeiterInnen befinden sich einerseits oft weitgehend außerhalb des unmittelbaren Einflusses ihrer Vorgesetzten, daher wird allgemein anstelle

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

einer auf die Verhaltenskontrolle ausgerichteten Führung eine zielorientierte Führung und eine ergebnisorientierte Kontrolle der MitarbeiterInnen empfohlen: Das „Management by Objectives“, orientiert sich an der Erreichung gemeinsam definierter Ziele und Ergebnisse.

Andererseits führt die eingeschränktere Transparenz des Arbeitens zu Hause bisweilen zu Unterstellungen und Fehlinterpretationen. Durch das Wegfallen ganzer Kommunikationsbereiche vom Feedback der Vorgesetzten bis zum „Plausch am Rande“, vom „kurzen Gespräch im Aufzug“, bis zur fachlich bereichernden Diskussion kommt es zu einer Reihe typischer Probleme. KollegInnen in der Firma etwa sind sich nicht sicher, ob die TelearbeiterInnen zu Hause wirklich arbeiten, Telearbeitstage werden mit Urlaubstagen verwechselt usw.

TAF muß sich im jeweiligen Unternehmen als akzeptierte und sozial integrierte Arbeitsform etablieren. Entscheidendes Kennzeichen dafür sind Neustrukturierungen innerhalb der Unternehmen bzw. Organisationen und Verwaltungen. In einem der von uns befragten Beratungsunternehmen war es beispielsweise das Sekretariat, das als wichtige Schnittstelle zwischen den TelearbeiterInnen und dem Unternehmen aufgewertet wurde.

Die von uns befragten TelearbeiterInnen bewerten ihr „standing“ innerhalb der Mitarbeiterschaft differenziert. Bei der Frage: „Wie beurteilen bzw. beurteilten Sie den Kontakt zu den „alten KollegInnen?“, fällt für die ersten sechs TAF-Monate das Urteil überwiegend in Form von Mehrfachnennungen aus, „Bin am Ball geblieben“, sagen 63 Prozent, 33 Prozent „lernten auch neu hinzukommende KollegInnen kennen“, 53 Prozent „wurden weiterhin zu Betriebsversammlungen eingeladen“, 10 Prozent gaben an, „ich selbst habe den Kontakt reduziert, wollte mehr Abstand“, 20 Prozent „vermißten in den ersten sechs TAF-Monaten die Gespräche und Auseinandersetzungen“.

Die Beurteilung für den folgenden Zeitraum (ab dem siebten TAF-Monat) verändert sich nur unwesentlich. Eine der von

uns befragten TelearbeiterInnen erläutert: „Da Telearbeit zur Zeit die einzige Möglichkeit ist, beruflich tätig zu sein, nehme ich Nachteile, wie relative Isolation, reduzierte Karrierechancen, wenig Sozialkontakte mit Kollegen in Kauf,“

Die berufliche Ausgangsposition kristallisiert sich in den Erfahrungsberichten der von uns befragten Unternehmen als Einfluß bzw. Erfolgsfaktoren für TAF heraus. Je höher die Qualifikation und je selbständiger das Aufgabengebiet zu bearbeiten seien, sagen einige der befragten Unternehmen, desto unproblematischer könne die Telearbeit praktiziert werden. Generell muß sich Telearbeit oft mit dem Ruf auseinandersetzen, die Karriere zu verzögern. Speziell an TAF werden andere Maßstäbe angelegt: Gegenüber dem Erziehungsurlaub ohne (Teilzeit-) Arbeit geht es in diesem Zusammenhang in erster Linie um dem Qualifikationserhalt. Dennoch gilt es, ein Augenmerk darauf zu werfen, wie TAF die Karriere beeinflusst.

Die von uns befragten TelearbeiterInnen beantworten die Frage: „Wie beurteilen bzw. beurteilten Sie den Kontakt zu Ihren Vorgesetzten?“, für die ersten sechs Monate zu 50 Prozent mit „meine Leistungen wurden honoriert“, während nur je 3 Prozent mit „ich hatte Angst um meinen Arbeitsplatz“, und „war von Entscheidungsprozessen ausgeschlossen“, antworten. Weitere 8 Prozent gaben Mehrfachantworten ab, darunter eine Stimme, die „an Kompetenz und Einfluß gewann“.

Die während der Familienphase bearbeiteten Aufgaben entsprachen hinsichtlich ihres Qualifikationsniveaus überwiegend denen vor der Familienphase (73 Prozent).

Selbstorganisation

Eine hohe berufliche Motivation und Interesse an eigenverantwortlichem Handeln sind oft die psychologisch kennzeichnenden Voraussetzungen für TAF. Eigeninitiative und Selbstmanagement sind von erheblicher Bedeutung. Die von uns befragten TelearbeiterInnen antworten auf die Frage:

„Von wem kam die konkrete Initiative für Ihre Telearbeit während des Erziehungsurlaubs?“, überwiegend „von mir selbst“, (43 Prozent) oder von „mehreren Seiten“, (20 Prozent).

Die Anforderungsvielfalt ist groß. Neben der spezifischen Belastbarkeit entscheidet auch die Fähigkeit zum Abschalten und Entspannen darüber, ob sich TAF im Einzelfall bewährt. Zusätzliche Belastungen, die durch Unkenntnis in Planung und Organisation bei den TelearbeiterInnen entstehen, könnten durch gezielte Vorbereitung und Schulungen abgebaut werden, doch lediglich 33 Prozent der von uns befragten TelearbeiterInnen berichten von entsprechenden Schulungen.

Für TelearbeiterInnen kommt es darauf an, den adäquaten, persönlichen Arbeitsstil und das individuelle Maß zu finden. In der Tat zeigen die von uns befragten TelearbeiterInnen mit 3 bis 19 Wochenstunden eine große Variationsbreite in der wöchentlichen Arbeitszeit. Über die Aufgabenbereiche trafen sie überwiegend gemeinsam mit ihren Vorgesetzten die Entscheidung (55 Prozent). 23 Prozent bekamen die Aufgaben zugewiesen, 10 Prozent entschieden selbst.

Insgesamt hat sich das Aufgabenfeld bei diesen TelearbeiterInnen in der Regel erst während des Erziehungsurlaubs nach und nach herauskristallisiert, (40 Prozent).

Und „... wer kümmert sich während der Arbeitszeit um die Kinder?“, TelearbeiterInnen werden in der Regel besonders zu Beginn des Erziehungsurlaubes durch das Kleinkind stark in Anspruch genommen. Zu diesem Zeitpunkt ist der Kreis potentieller Betreuungspersonen noch relativ eng abgesteckt. Die befragten TelearbeiterInnen beantworten die Frage wieder häufig mit Mehrfachangaben. In den ersten sechs Monaten überwiegt die Antwort „Ich nutze die Zeit, in der das Kind schläft“, (28 Prozent). In den nachfolgenden Monaten wird die Betreuung – wohl aufgrund der eigenen Erfahrungswerte und dem Älterwerden des Kindes – umorganisiert, 45 Prozent sagen: „die Betreuungsform wechselt mehr oder weniger spontan“, bei weiteren 28 Prozent

sorgt jetzt eine zuverlässige Person oder Einrichtung,“ für das Kind.

Einfluß auf das Privat- und Familienleben

Privatsphäre und Arbeitswelt gehen oft nahtlos ineinander über und bringen eine ganze Reihe neuartiger Anforderungen mit sich: Nicht nur die Kleinkinder können es schwerlich akzeptieren, daß „Mama,“ oder „Papa,“ zwar anwesend, aber nicht bereit ist, auf sie einzugehen. Auch erwachsenen Personen fällt dies schwer: Der Partner etwa erwartet Aufmerksamkeit, um „mal kurz,“ etwas zu besprechen. Spontane BesucherInnen möchten „nur mal auf eine Tasse Kaffee,“ herein schauen. Manch eine TelearbeiterIn versucht auf Kosten der eigenen Leistungsfähigkeit und Lebensqualität diesem Konflikt auszuweichen, indem sie die Arbeitszeiten in die späten Abend- und Nachtstunden verlegt. Doch die Gefahren einer Doppelt- und Dreifachbelastung sind nicht zu unterschätzen.

Oft fällt es TelearbeiterInnen durch die innige Verknüpfung von Arbeit und Privatsphäre auch mental schwer, sich auf die jeweiligen Anforderungen einzustellen. Im richtigen Moment muß man „regelrecht im Kopf umschalten,“ berichtet eine der von uns befragten TelearbeiterInnen in der Familienphase. Tricks helfen dabei: „Ich kleide mich an und schminke mich, als ob ich ins Büro gehen würde,“

Auch in Hinsicht auf den Arbeitgeber, Vorgesetzte und KollegInnen ist das Spannungsfeld Abgrenzung-Verfügbarkeit konfliktträchtig. So kann sich die Anbindung an betriebliche bzw. Arbeitserfordernisse verstärken, weil prinzipiell eine dauernde Erreichbarkeit besteht, auch außerhalb der Bürozeiten, an den Wochenenden und in den Ferien.

Die befragten TelearbeiterInnen beantworten die Frage: „Welchen Einfluß hat die Telearbeit auf das Familien- und Privatleben?“, für die ersten sechs Telearbeitsmonate überwiegend mit Mehrfachnennungen, dabei meist „positiv, bin durch die Arbeit ausgeglichener als ohne,“ (50

Prozent). 10 Prozent geben an, „keine Zeit mehr zu haben, um Freunde und Bekannte zu treffen,“ für 20 Prozent „wurde die Telearbeit oft zu einem Streßfaktor,“. 28 Prozent sagen, die Telearbeit ist „nötig zur finanziellen Absicherung,“. Im Zuge der gewonnen Praxiserfahrungen verbessert sich dieses Urteil im weiteren Verlauf (bis letzter TAF-Monat). Viele Arbeitgeber bieten „ihren, TelearbeiterInnen diverse Möglichkeiten zum Erfahrungsaustausch an.

TAF kann sich nach unserer Einschätzung – richtig genutzt und mit passenden Rahmenbedingungen versehen – zu einem geeigneten Instrument zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf entwickeln und auf diesem Weg einen wichtigen Beitrag zur Chancengleichheit von Frauen und Männern in Beruf und Privatleben leisten. Doch bisher liebäugeln nur selten auch die Väter bzw. männlichen Ehepartner mit TAF. Die Frage: „Glauben Sie, daß Telearbeit im Erziehungsurlaub das Rollenverhalten innerhalb von Familien zu verändern vermag?“, wird zu 35 Prozent mit bejahender Tendenz beantwortet. Etwa „Ja, denn so hat mein Mann die Gelegenheit, sich um Kind und evtl. auch Haushalt zu kümmern,“ oder „ja, gibt den Frauen die Möglichkeit, weiter eigenes Geld zu verdienen, schiebt Frauen nicht aufs Nebengleis ab,“

Weitere Ergebnisse der Studie sind im Reader „TAF-Berichte aus der Praxis,“ zusammengestellt. Er kann kostenlos bezogen werden beim TELEHAUS WETTER/VeFAR e.V., Hannah-Arendt-Straße 3-7, 35037 Marburg, Tel.: 06421/305 905, Fax: 06421/305 915, email: telehaus.wetter@t-online.de

Irene Hardach-Pinke

Mütter in Studium und Wissenschaft

1. Hochschule und Familie

Kinder sind weder einem Studium noch einer wissenschaftlichen Karriere besonders förderlich, denn Ausbildung und Berufsbereich erweisen sich als „strukturell rücksichtslos“ gegenüber dem Tatbestand der Elternschaft (1). Und weil im Hochschulbereich, nicht anders als in der übrigen Gesellschaft, sich in erster Linie Frauen für die Familie zuständig fühlen, stehen auch hier die Mütter vor der Aufgabe, zwei ganz unterschiedliche Lebensbereiche miteinander in Einklang zu bringen. Selten gelingt die parallele Bewältigung von Studium oder Beruf und Kinderbetreuung reibungslos, denn die Zeiten für Kinder müssen ständig mit anderen Verpflichtungen ausbalanciert werden, was wiederum oft zu Belastungen und Benachteiligungen führt. Studium und Wissenschaft als Beruf setzen die volle Verfügbarkeit einer Person voraus, die Mütter in der Regel nicht erbringen können und wollen. Deshalb haben Frauen mit Kindern im Studium und in der Wissenschaft nicht dieselben Chancen wie Väter und auch nicht wie Frauen ohne Familienaufgaben.

Die Rahmenbedingungen, unter denen Mütter als Studentinnen einerseits oder als Wissenschaftlerinnen andererseits die Anforderungen eines Alltags mit Kindern bewältigen müssen, unterscheiden sich nachhaltig. Wissenschaftlerinnen verfügen im Vergleich zu den Studentinnen in der Regel über ein höheres Einkommen und einen besseren sozialen Status. Ihnen ist auch bereits der heute so schwierige Einstieg ins Berufsleben gelungen. Dagegen besitzen Studentinnen häufiger die Möglichkeit, sich ihre Zeit selbst einzuteilen. Außerdem nehmen sie als Frauen auch eine günstigere Position im Hochschulbereich ein, denn während die Zahl der Studienanfängerinnen im Sommersemester 1997 über der von

Studienanfängern lag, blieben Wissenschaftlerinnen an den Hochschulen eine Minderheit. Der Anteil der Professorinnen am Lehrkörper liegt bei nur etwa sechs Prozent.

Studierende Mütter ebenso wie Mütter in der Wissenschaft sehen die Organisation einer zufriedenstellenden Kinderbetreuung als ihr Hauptproblem an (2). Kinderbetreuungseinrichtungen bilden heute zwar längst keine Notlösungen mehr, sondern beziehen ihre Berechtigung auch aus einem eigenen gesellschaftlichen und pädagogischen Anspruch, sind aber dennoch für die Gruppe der unter Dreijährigen nicht in ausreichendem Maße vorhanden, und in ihren Öffnungszeiten oft nicht genügend flexibel.

2. Studierende Mütter

Die 14. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes hat ergeben, daß im Bundesdurchschnitt sieben Prozent aller Studierenden Eltern sind. Der Anteil der Mütter an den Studentinnen ist mit acht Prozent etwas höher als der von Vätern an den Studenten, der sechs Prozent beträgt (3). Anders ausgedrückt: Es gibt 56.000 studierende Mütter und 59.000 studierende Väter. Gegenüber der 13. Sozialerhebung von 1991 hat sich der Anteil der Studierenden mit Kindern in den alten Ländern auf sieben Prozent geringfügig gesteigert. In den neuen Bundesländern, wo er mit elf Prozent sehr hoch lag, ist er auf acht Prozent gefallen. Hier wirkt sich der starke Geburtenrückgang auch bei den Studierenden aus, hinzu kommen die Veränderungen in der Studiensituation.

Studierende Eltern sind in den alten Bundesländern überwiegend älter als 28 Jahre, während in den neuen Bundesländern auch jüngere Studierende häufiger Kinder haben. Die meisten von ihnen sind verheiratet. 65 Prozent haben ein Kind, 27 Prozent zwei Kinder, acht Prozent drei und mehr Kinder. Die Arbeitsteilung zwischen studierenden Eltern ist konventionell: Weit mehr als zwei Drittel der Partner von studierenden Müttern gehen einer vollen Erwerbstätigkeit nach, aber nur etwa ein Fünftel der Partnerinnen von studierenden Vätern. Für die Planung der Kinderbe-

treuungseinrichtungen ist das Alter der Kinder wichtig: Über die Hälfte der Kinder sind drei Jahre alt und jünger.

Ausbildung und Familienaufgaben zu kombinieren, ist eine Möglichkeit unter anderen, Kinder und Beruf in einer Biographie zu vereinbaren. Sie hat Vorteile, weil die Zeitorganisation während der akademischen Ausbildung oft flexibler ist als im Beruf. Nachteile ergeben sich bei der Sicherung des Lebensunterhaltes, bei der Suche nach einer angemessenen Wohnung und bei der Bewältigung des Studiums selbst. Die meisten Studierenden ziehen es weiterhin vor, ihre Ausbildung als eigenständige Lebensphase zu gestalten, und entscheiden sich für Kinder erst nach Aufnahme einer Erwerbstätigkeit.

3. Mütter in der Wissenschaft

Frauen, die ein Hochschulstudium abgeschlossen haben, wollen meist erst eine Karriere aufbauen oder wenigstens beginnen, bevor sie an eine Familiengründung denken. Die steigenden Anforderungen an geographische Mobilität und die Zunahme zeitlich befristeter Arbeitsverhältnisse machen es aber immer schwerer, die Stabilität der Lebensverhältnisse zu erreichen, die weitgehend als Voraussetzung für eine verantwortungsvolle Elternschaft angesehen wird. Wenn Wissenschaftlerinnen sich erst am Anfang der Hochschullaufbahn befinden, stehen sie unter einem starken Qualifikationsdruck, der wiederum Konflikte mit den Familienaufgaben provoziert. Deshalb kann es nicht verwundern, daß von den wenigen Professorinnen in der Bundesrepublik Deutschland viele kinderlos bleiben (4).

Die Hochschulen sind nach dem Hochschulrahmengesetz verpflichtet, auf die 'Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile' hinzuwirken. Zur Konkretisierung und realen Umsetzung dieser Verpflichtung hat die Westdeutsche Rektorenkonferenz auf ihrem 161. Plenum am 25.6.1990 Maßnahmen empfohlen „zum Ausgleich der Nachteile, die durch

Schwangerschaft, Betreuung und Erziehung von Kindern sowie Familienarbeit entstehen". Die Einrichtung von Kinderbetreuungs-möglichkeiten an Hochschulen, finanziert von Bund und Ländern, wird als ein wichtiger Bestandteil dieser Maßnahmen angesehen. Aber sie alleine reichen bei weitem nicht aus. Als eine weitere wichtige Fördermaßnahme haben sich die Wiedereinstiegsstipendien für Mütter nach einer Familienphase erwiesen.

4. Ergebnisse einer Arbeitsgruppe auf dem 3. Hessischen Mütterkongreß

An dem Gespräch nahmen sowohl junge Wissenschaftlerinnen als auch Studentinnen aus verschiedenen Fachbereichen teil. Trotz aller Unterschiede in ihrer sozialen Situation und der jeweiligen Arbeitsbelastung an der Hochschule entwickelten sie weitgehend übereinstimmende Wertungen und Forderungen. Die Mütter beklagten, daß die Existenz von Frauen mit Kindern im Hochschulbereich nicht wahrgenommen wird und daß ihnen keine Rollenvorbilder zur Verfügung stehen. Sie fühlten sich gekränkt, weil die Kinderbetreuung, die sie leisten, oft nicht als Arbeit anerkannt wird, und sie, gemessen an den Kriterien der männlichen Erwerbsbiographie, außerhalb von Studium und Beruf viel „Freizeit“ verbringen. Gewünscht wurde daher eine neue „Legitimierung des Kinderkriegens“, eine Stützung der Mutterrolle durch besondere Förderungen und Hilfen.

Weitere Forderungen bezogen sich auf konkrete Maßnahmen, wie die Schaffung flexibler, bezahlbarer Kinderbetreuung, die den Ansprüchen der Kinder gerecht wird. Auch ein mögliches Angebot stundenweiser Kinderbetreuung nach Bedarf in den Hochschulen selbst kann ihre Arbeitssituation erleichtern.

Wissenschaftlerinnen wünschten sich eine gezielte Förderung von Frauen mit Kindern, studierende Mütter wünschten sich individuelle Studienberatung, klare Studienvorgaben, flexible Prüfungszeiten und ein häufigeres Angebot der für die Prüfungen wichtigen Lehrveranstaltungen. Die

Vereinbarung von Ausbildung bzw. Beruf und Familienaufgaben stellt somit auch die Hochschulen vor neue organisatorische Anforderungen.

1. Franz-Xaver Kaufmann, Zukunft der Familien im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995, S.11.
2. Irene Hardach-Pinke, Petra Strehmel, Anna Winner, Kinderbetreuung im Hochschulbereich, Hg.: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie, Bonn 1996
3. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (Hg.), Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. 14. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, Bonn 1995, S. 68ff.
4. Corinna Onnen-Isemann, Ursula Oßwald, Aufstiegsbarrieren für Frauen im Universitätsbereich, Studien zur Bildung und Wissenschaft, Nr. 99, Hg.: Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Bonn 1992, S.88ff.

Svetlana Vucelić

Meine Kinder, deine Kinder, unsere Kinder

Das Thema „Neue Familienformen“ beschäftigt mich in meiner Arbeit als Familientherapeutin tagtäglich. Deshalb war ich sehr erfreut, als ich die Einladung zum 3. Hessischen Mütterkongreß zu dem gleichen Thema erhielt.

Die Vielfältigkeit des Themas spiegelte sich deutlich in den Gesprächen der Arbeitsgruppe, die ich leitete, wieder. Wir sprachen über die sogenannten natürlichen Familien, Familien mit einem Elternteil, gemischten Familien, in denen die Kinder von Stief-, Pflege-, oder Adoptiveltern versorgt werden, bis hin zu binationalen Familien und Stieffamilien. Einige der anwesenden Frauen waren schon älter, manche waren Mütter und auch schon Großmütter. Es gab Frauen, die in den verschiedensten Familienformen, auch

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

den „neuen“ Familienformen, groß geworden sind bzw. leben.

Gleich zu Beginn der Vorstellungsrunde wurde deutlich, daß die Teilnehmerinnen in sehr unterschiedlichen Familienformen lebten und leben, woraus sich ergab, daß sie sich dem Thema der Arbeitsgruppe anders näherten, als es von den VeranstalterInnen und mir ursprünglich gedacht war.

Ein Teil der Frauen interessierte sich für die bestehenden neuen Familienformen und deren Problematik. Der andere Teil wollte sich eher mit Ideen und Anregungen über neue Lebens- und Kommunikationsformen beschäftigen. Ihre Fragen waren deshalb: „Taugen die sozialen Strukturen, die gesellschaftliche Umwelt zur Aufnahme der neuen Familienformen? Ist die Bewältigung der eigenen Lebensgeschichte unter diesen Umständen überhaupt möglich?“

Am Anfang der Diskussion stellte ich einige Thesen über die Familienformen vor:

- Mit Familie wird immer noch der Platz assoziiert, an dem man auftankt, um mit der Welt draußen besser fertig zu werden; die Familie unterstützt, versorgt, pflegt und liebt ohne große Bedingungen.
- Diese oben genannten „idealen“ Vorstellungen sind ein Mythos.
- Welche Bedeutung haben Märchen, Mythen, Sagen und die christliche Erziehung in unseren heutigen Vorstellungen über Familie?
- Die „neuen Familienformen“ sind gar nicht so neu, es gab sie schon immer. Man weiß einiges über ihre Häufigkeit. Viele wurden zu „neuen Familienformen“ gezwungen durch widrige Lebensumstände, Krankheiten, Epidemien, Tod, Krieg, Hunger und Armut. Heute zwingt überwiegend die hohe Scheidungsrate zu solchen Lebensformen.
- Die „neuen Familienformen“ sind, wie gesagt, nicht neu, neu und jüngeren Datums sind nur die Forschung und Erkenntnisse darüber.
- Das Leben der „neuen Familienformen“ braucht innerhalb und auch von außen ein hohes Maß an Toleranz und Zeit.

Nach einer kurzen lebhaften Diskussion über die Thesen wünschten sich die Frauen mehr solcher Foren mit für sie relevanten Themen und mehr Forschungsaufträge über generationsübergreifende Lebensformen.

Es gab einige kritische Stimmen zu den bestehenden Regelungen, die Frauen forderten z.B., neue Überlegungen zu dem Begriff „Erziehungsurlaub“ anzustreben, da es sich ja nicht um Urlaub, sondern Erziehungsarbeit handele. Wobei über den Begriff wie auch über die gesetzlichen Vorschriften diskutiert werden müsse.

Annegret Freitag

Bessere Lebensbedingungen für Alleinerziehende

Vorbemerkung

Das Leben von Familien hat sich in den letzten Jahren stark verändert. Trotzdem orientiert sich Familienpolitik weiterhin an einem Leitbild, das die Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht angemessen berücksichtigt. Unter dem besonderen Schutz des Staates steht vorrangig die Ehe – zum Nachteil der Kinder und all derer, die sich für andere Lebensformen entschieden haben oder sich (vorübergehend) darin wiederfinden.

Obwohl Kindererziehung eine gesellschaftlich notwendige Leistung ist, werden Menschen, die diese Aufgabe übernehmen, von Staat und Gesellschaft nicht in erforderlichem Maße unterstützt.

Diese generellen Benachteiligungen kumulieren und konkretisieren sich besonders in der Lebenslage von Einelternfamilien und sind Ausdruck und Folge der Benachteiligung von Frauen in der Gesellschaft.

Es ist daher an der Zeit,

- angesichts der Realität vielfältiger Familien-/Lebensformen die gesellschaftliche und rechtliche Anerkennung auch der Einelternfamilien einzufordern, statt Diskriminierung in Bewußtsein, Sprache, Bildung, Recht hinzunehmen.(Wir erinnern an Begriffe wie Rest-, Teil-, unvollständige Familien, alleinstehende Eltern-Teile, Scheidungs- und Sozialwaisen, uneheliche Kinder ...)
- den vorrangigen Anspruch auf eine angemessene Wohnung für schwangere Frauen aufgrund des Schwangeren- und Familienhilfegesetzes umzusetzen.(Wir erinnern an die mangelhafte Kontrolle der Durchsetzung des Belegungsrechtsgesetzes bzw. der betreffenden Richtlinien im kommunalen und genossenschaftlichen Wohnungswesen.)

- die Rahmenbedingungen für Erwerbstätigkeit von Frauen und Männern daran zu orientieren, daß jeder Mensch auch Versorgungs- und Betreuungsaufgaben erbringen und am öffentlichen Leben teilnehmen kann. D.h., gleichberechtigte Teilhabe am Erwerbsleben hinsichtlich Entlohnung und Aufstieg, gleicher Umfang an Familienpflichten, bedürfnisorientierte Arbeitszeitflexibilisierung bei generell verkürzter Erwerbszeit.
(Wir erinnern an quantitativ und qualitativ unzureichende Betreuungsangebote für Kinder und Jugendliche, die unterschiedliche Entlohnung von Frauen- und Männerarbeit, die generell einseitige Verteilung der Familienpflichten, die familien-/kinderunverträglichen Arbeitszeiten.)
- jedem Kind zu seiner familiären Betreuung bis zum 14. Lebensjahr den Anspruch auf einen Zeitfonds von 3 Jahren zu geben, der je nach Bedarf auch in Teil-Abschnitten genommen werden kann. Wer das Kind in dieser Zeit betreut, soll Anspruch auf staatliches Erziehungsgeld in der jeweils durchschnittlichen Höhe der Einkommen aller Erwerbstätigen erhalten. Dieses soll rentenbegründend bzw. -steigernd sein.(Wir erinnern an die Fixierung des bestehenden Erziehungsurlaubes auf die ersten 3 Lebensjahre des Kindes und die nicht existenzsichernde Höhe des Erziehungsgeldes.)
- für die außerfamiliäre/außerhäusliche Betreuung ein bedarfsgerechtes, wohnortnahes Angebot an qualifizierter und flexibler Dienstleistung bereitzuhalten.(Wir erinnern an die altersfixierten, zeitlich wie personell unzureichenden Betreuungseinrichtungen und fehlende angemessene Betreuungsmöglichkeiten bei Krankheit, Kuren, Fort-, Weiter- und Ausbildung, Schichtdiensten und Wochenendarbeit der Eltern, bei Krankheit der Kinder und Ferienzeiten.)
- außerfamiliäre Kinderbetreuungskosten, wie die Mittel für Schulbildung, als

Aufgaben der öffentlichen Hand anzuerkennen, da das steuerlich definierte Existenzminimum für Kinder generell keine Kinderbetreuungskosten berücksichtigt. Elternbeiträge zu den Betreuungskosten wirken sich als „Negativ-Lohn,, bei der Mütter-Erwerbstätigkeit aus. (Wir erinnern an die Tatsache, daß bereits jeder 5. Familienhaushalt mit seinem Einkommen unterhalb der Besteuerungsgrenze liegt, an den bereits bestehenden Zuschussungsbedarf und an die große Zahl von Kindern, die bereits Sozialhilfe beziehen müssen.)

- an Kinder ein staatliches Kindergeld in existenzsichernder Höhe, unter Berücksichtigung des soziokulturellen Bedarfs, als eigenes Einkommen zu leisten. Entsprechend sind grundsätzlich keine kinderbegründeten Steuerentlastungen zu gewähren. (Wir erinnern an das unzureichende Kindergeld als Elterneinkommen, das vorgeblich entlasten und fördern soll!)
- einen existenzsichernden Kinderunterhaltsanspruch zu verankern, solange kein existenzsicherndes Kindergeld gewährt wird. Diese Lasten in Verbindung mit dem elterlichen Betreuungsunterhalt sind zwischen getrennt lebenden bzw. geschiedenen Eltern gerecht zu verteilen. (Wir erinnern an den z. Zt. unzureichenden Kinder(regel)unterhalt und den Abzug des halben Kindergeldes trotz überwiegender Gesamtversorgung der Kinder durch die Sorgeberechtigten.)
- bei getrenntlebenden bzw. geschiedenen Eltern minderjähriger Kinder ein gemeinsames Sorgerecht nur auf Wunsch beider Eltern zu verankern, nicht als Regelfall. (Wir erinnern an die dementsprechenden Stellungnahmen und zahlreichen Anhörungen vieler ExpertInnen und BeraterInnen zu dem Gesetzentwurf zur Reform des Kindschaftsrechts.)
- Veränderungen des Ämter- und Behörden-Parcours im Bereich der Sozialverwaltungen zu betreiben in

Richtung einer bürgerInnennahen, bedürfnisorientierten Verwaltung. (Wir erinnern an den Hürdenlauf: Wohnungsamt, Krankenkasse, Familienkasse, Versorgungsamt, Jugendamt, Wohngeldamt, Sozialamt, Meldeamt ... nach der Geburt eines Kindes.)

Quellenmaterial: Familienpolitisches Grundsatzzprogramm des VAMV – Verband alleinerziehender Mütter und Väter – Bundesverband e.V.

Margitta Zeuner-Neirich

Mütterzentrum – ein Ort für Mütter

Die Teilnehmerinnen der AG „Mütterzentrum – ein Ort für Mütter“ kamen aus verschiedenen Mütterzentren Hessens. Sie suchten durch Erfahrungsaustausch nach neuen Ideen, um ihr Mütterzentrum attraktiver zu machen. Eine Teilnehmerin informierte sich über Finanzierung und Aufbau eines Mütterzentrums.

Was Mütterzentren bieten

Mütterzentren leben von dem Ideenreichtum der aktiven Frauen. Von Kindergruppen, die als Minikindergärten oder offene Gruppen angeboten werden, über Second Hand Shops, Frühstücks- und Mittagstische bis hin zu Kursangeboten und Tagesmüttervermittlung reicht die Palette in den verschiedenen Mütterzentren.

EDV, Rhetorik, Nähen, Basteln oder Literaturtreffs, Massage für Frauen oder Kinder und Meditation kann frau im Programm der Mütterzentren finden. Inzwischen werden auch Wiedereinstiegskurse ins Berufsleben (MüZe Marburg in Verbindung mit INTEGRAL GMBH) und Beratung zu Lebensfragen angeboten. Aber nicht nur die Teilnahme an den Angeboten ist reizvoll, das Mütterzentrum bietet interessierten Frauen auch die Chance, in allen Bereichen eines Betriebes an der Organisation und Durchführung anfallender Arbeiten mitzuarbeiten.

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

Kinder sind immer willkommen. Kinderbetreuung wird in den Mütterzentren zu allen Veranstaltungen angeboten. Mütterzentren sind Selbsthilfeinitiativen. Sie bieten die Möglichkeit zum Ausschpannen, zum Mitmachen bzw. Selbermachen. Mütter treffen hier andere Mütter und bestärken sich gegenseitig in ihren vielfältigen Kompetenzen.

Mütterzentren sind Räume, die von Frauen selbst gestaltet und verwaltet werden und in denen sie über den Rahmen der Kleinfamilie hinaus aktiv werden können.

Gemeinsam knüpfen Frauen außerfamiliäre Netzwerke und eröffnen sich durch gemeinsame Interessenvertretung neue Lebensräume.

Die Struktur des Mütterzentrums

In allen Mütterzentren finden regelmäßig Versammlungen der aktiven Frauen statt. Ob diese Versammlungen Teamsitzung, Plenum oder Aktiventreffen genannt werden, immer wird hier über anfallende Arbeiten gesprochen und gemeinsam über das weitere Vorgehen entschieden.

Die Mitgliederversammlung findet für aktive und nicht aktive Mitfrauen statt und informiert über den neuen Haushaltsplan und den Vorjahresabschluß. In der Mitgliederversammlung wählen die Mitglieder den Vorstand, der den Verein rechtlich vertritt. In manchen Mütterzentren treffen sich die Vorstandsfrauen zu Vorstandssitzungen, in anderen Mütterzentren ist dies nicht der Fall.

Arbeitsgruppen zu Finanzierung, Public Relation, Bewirtschaftung bzw. Vorbereitung und Durchführung von Einzelveranstaltungen gibt es in jedem Mütterzentrum. Die Kompetenz und die Handlungsfreiheit dieser Arbeitsgruppen werden in jedem Mütterzentrum von den aktiven Frauen in den Versammlungen festgelegt. Dort werden die Ergebnisse aus den Gruppen zusammengetragen und über das weitere Vorgehen entschieden.

Die Vernetzung mit anderen Mütterzentren stärkt die Arbeit jedes einzelnen Zentrums vor Ort. Die Zentren sind bundesweit vernetzt

und knüpfen nun auch internationale Kontakte.

Die Finanzierung eines Mütterzentrums

Mütterzentren finanzieren sich über Mitgliedsbeiträge, Spenden und Erträge aus Kursen, Vermietungen und Treffs.

Die daraus erwirtschafteten Gelder reichen jedoch bei weitem nicht aus. Viele Dienstleistungen, die Mütterzentren anbieten, sind gesellschaftlich unverzichtbar und eröffnen neue Wege des Zusammenlebens. Dieses Engagement braucht Kontinuität und öffentliche Unterstützung. Viele der über 50 hessischen Mütterzentren werden vom Land Hessen finanziell unterstützt. Hessen hat seit 1990 einen eigenen Haushaltstitel für Mütterzentren im Landeshaushalt verankert. In den vergangenen Jahren ist dieser Etat von 400.000 DM auf jetzt 540.000 DM erhöht worden. In der Regel beteiligen sich an der Finanzierung von Mütterzentren auch Kreis und Kommune. Kirchliche Organisationen helfen zudem durch Sachspenden oder stellen Räume günstig oder kostenlos zu Verfügung.

Leute, die auf ABM- und BSHG-Stellen arbeiten, unterstützen die aktiven Frauen eines Mütterzentrums wesentlich bei allen hauswirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Arbeiten.

Die folgenden Thesen sind von den Teilnehmerinnen der Arbeitsgruppe aufgestellt worden:

- 1) Finanzielle Engpässe erfordern Geldbeschaffungsmaßnahmen, diese Maßnahmen kosten Energie, die für Angebote im Mütterzentrum genutzt werden könnte. Sichere Finanzierung bedeutet kontinuierliche Arbeit.
- 2) Eine Lobby haben Frauen mit Kindern nicht, deshalb brauchen sie eine starke Organisation: Das Mütterzentrum schafft durch Vernetzung mit anderen Mütterzentren bundesweit und international den Forderungen von Müttern Gehör.
- 3) Die Finanzierung von ABM-Stellen und BSHG-Stellen in Mütterzentren wirkt unterstützend auf unsere gesellschaftlich wichtige Arbeit und

schaft für Berufsrückkehrerinnen, die nach längerer Familienphase schwer vermittelbar sind, bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Wir leisten eine gesellschaftlich relevante Arbeit, die anerkannt werden muß.

Literaturhinweise:

Mütterzentren in Hessen, 1996, Broschüre vom Hess. Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit, Wiesbaden

Stiefmütterchen: regelmäßig erscheinende Zeitschrift vom Hess. Mütterbüro, Langen

Amendt-Wegmann, Christine

Dipl. Volkswirtin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Wirtschafts-geschichte der Phillips Universität Marburg, Forschungsthemen: Geschichte der Sozialpolitik und Familienpolitik und Arbeitsmarkt, 2 Kinder

von Dücker, Elisabeth

geb. 1946, Dr. phil., Studium der Kunstgeschichte und Volkskunde, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Museum der Arbeit in Hamburg mit Schwerpunkt Alltagsgeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte, seit 1980 aktiv in der Geschichtswerkstättenbewegung, seit 1986 ist mit der Geburt der Tochter Laura der „Arbeitsplatz Kind“ dazugekommen.

Fichtenkamm-Barde, Rosmarie

geb. 1953, Tätigkeit in der Erwachsenenbildung für verschiedene Institutionen (auch Mütterzentren), Arbeitsschwerpunkte: Wandel der Familie, Rolle der Frau, Erziehung, Alleinerziehende, Frauen- und Mütterpolitik, lebt in Oberursel, 2 Kinder

Freitag, Annegret

geb. 1943, Sozialarbeiterin und Krankenschwester, berufliche Erfahrungen im allgemeinen Sozialdienst; in einem Community-Development-Projekt des DED in Bolivien, in der Beratungs-, Treffpunkt-, Bildungsarbeit im Internationalen Kultur- und Sozialzentrum, langjährige Arbeit beim Verband alleinerziehender Mütter und Väter (VAMV) in Frankfurt und Hessen.

Grottian, Peter

Prof. Dr., Teilzeithochschullehrer im Fachbereich Politikwissenschaften, FU Berlin

Hardach-Pinke, Irene

Dr. phil., Soziologin, Marburg, zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. zur Geschichte der Familie und Familiensoziologie, zahlreiche Lehraufträge, 3 Kinder

Jansen, Margrit

geb. 1947, Redakteurin, arbeitete viele Jahre als PR-Referentin in großen Unternehmen, seit 1981 freie Journalistin, Mitbegründerin des Mütterzentrums Langen e.V., Leiterin des Hessischen Mütterbüros und Herausgeberin des Müttermagazins „Stiefmütterchen,,“, verheiratet, 2 Kinder

Jansen, Mechtild M.

Dipl.-Päd., Soz. Päd. (grad), seit 1987 Referatsleiterin bei der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung, Wiesbaden, zuständig für die Bereich Frauen und Migration, Lehraufträge zu Frauenthemen, Veröffentlichungen zu verschiedenen Themen

Meier, Uta

Prof. Dr., geb. 1952, Studium der Ökonomie und Soziologie an der Humboldt -Universität in Ostberlin, anschließend dort tätig als Familiensoziologin, 1989 illegaler Übertritt in die Bundesrepublik, 1991-1992 Lehrstuhlvertretung am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität in München, seit Mai 1993 Bundesvorsitzende von Pro Familia, seit März 1994: Professorin für Wirtschaftslehre des Privathaushaltes und Familienwissenschaft, Institut für Wirtschaftslehre des Haushaltes und Verbraucherforschung, Universität Gießen; Vorsitzende des wiss. Beirats der Dt. Kinder- und Jugendstiftung, Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: Frauenforschung, Familiensoziologie

Nimsch, Magarethe

geb. 1940, Juristin, 1985-89 Stadtverordnete für die Grünen im Frankfurter Römer, 1989-

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN

95 Stadträtin, Dezernentin für Frauen und Gesundheit in Frankfurt, von Oktober 1995 bis Februar 1998 Hessische Ministerin für Umwelt, Energie, Jugend, Familie und Gesundheit

Rolf-Engel, Gabriele

Dr. rer. pol., Lehraufträge am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main und bei anderen Institutionen, Arbeitsschwerpunkte: Sozialpolitik, insbesondere Alterssicherung und soziale Sicherung von Frauen auch im internationalen Vergleich

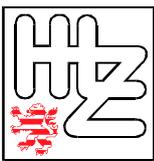
Troltenier, Imke

geb. 1959, Dr. der Biologie, PR-Beraterin, Leiterin der Forschungsstelle Telekooperation im TELEHAUS WETTER

Vucelic, Svetlana

geb. 1951 in Jugoslawien, Dipl. Pädagogin, systemische Familientherapeutin, lebt seit 20 Jahren in der BRD, arbeitet seit 10 Jahren in der familientherapeutischen Praxis, Schwerpunkt: Lebensentwürfe junger Migrantinnen und Migration, verheiratet, 2 Kinder

* * * * *



Eine Schriftenreihe der
Hessischen Landeszentrale
für politische Bildung

ANALYSEN ♦ MEINUNGEN ♦ DEBATTEN